

Allgemeines und Gesamtkirchengeschichte

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, NF. Bd. 11, der ganzen Reihe Band 42, 1923, 1924. Redigiert von P. Jos. Strasser, Stift St. Peter in Salzburg. Anton Pustet, Salzburg, 1924. — Nach langer Zeit ist unserer Zeitschrift wieder ein Band dieser Studien zugegangen, die sich durch wertvolle wissenschaftliche Arbeiten und besonders durch ihre Ordenschronik (im vorliegenden Bande S. 257—369) einen Namen gemacht haben. Henrik Cornell, S. 1—9, legt Neue Forschungen zur Geschichte des St. Benediktuskreuzes vor mit interessanten Miniaturen aus der Mettener Bibel von 1414 und der Helmstädt-Wolfenbütteler Handschrift 35 (XIII. s.). — Bonif. Wöhrmüller gibt S. 10—40 wertvolle Beiträge zur Geschichte der Kastler Reform (Kastl in der Oberpfalz), einer Benediktinerreform, die wohl noch früher einsetzte, als ähnliche Bestrebungen dieser Art, aber auch schon in der zweiten Hälfte des 15. Jhd.s ihr Ende fand. Die *Consuetudines* denen W. genaue Beachtung schenkt, lehnen sich direkt an an die *Consuetudines Hirsaugiensis*. — Alf. Žák schildert S. 41—70 die Orden der Heiligen Benedikt und Norbert in ihren wechselseitigen Beziehungen. Das Leben Norberts wird unter dem Gesichtspunkt seiner Beziehungen zum Benediktinerorden erzählt und dann die Berührungen seines Ordens seit 1120 mit diesem an mannigfachen Beispielen aufgewiesen. Meist waren die Beziehungen freundschaftlich. — Anton Schmid, Die Nachblüte der Abtei Benediktbeuern nach dem Dreißigjährigen Kriege, S. 73—156 schildert den großen Aufschwung und das rege Leben, das eine große Benediktinerabtei im 17. und 18. Jhd. entfalten konnte, von der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen Seite her. Für die wissenschaftliche Seite ist dafür besonders die Bildung der Kongregation von Benediktbeuern bedeutend gewesen. Man braucht nur den Namen Carl Michelbeck zu nennen, um die Höhe der wissenschaftlichen Bestrebungen zu würdigen. Auch die Aufklärung hat ihre Einwirkung gezeigt. Die Arbeit gründet sich auf reiches urkundliches Material. — Othm. Wonisch, Die Missionspräfektur der Äbte von St. Lambrecht in Steiermark, S. 157—168, ist für die Tätigkeit der Propaganda im 17. und 18. Jhd. und für die Wichtigkeit des Wallfahrtsortes Maria-Zell für Bekehrungen von Interesse. — Luise Jörissen, Verwertung von klösterlichem Mobiliarbesitz bei der Säkularisation im Jahre 1803, S. 169—183, ist ein Kapitel aus einer Dissertation: Über die Säkularisation der altbayerischen Prälatenklöster. Ihre finanziellen Gründe und Ergebnisse. Sie gründet sich auf die einschlägigen Akten der Münchener Archive. — Jos. Zeller, Liste der Benediktiner-Ordenskapitel in der Provinz Mainz-Bamberg seit dem Konstanzer Konzil, S. 184—195. — Arno Eilenstein, Die Beziehungen des Stiftes Lambach zu Salzburg, S. 196—232. — Leander Helmling, Zwei alte Bücher-Verzeichnisse im Stifte Altenburg (N.-Oe.), S. 232—240. — Edm. Fries, Das Wiener

1) Bücher, Zeitschriften und Einzelaufsätze, deren Anzeige gewünscht wird, bitten wir regelmäßig an den Verlag Leopold Klotz in Gotha „für die ZKG.“ einzusenden.

Schottenstift im Streite um die Pfarrkirche in Puckau, S. 241—246. — Kleine Mitteilungen, S. 247—256. — Literarische Rundschau, S. 370—385; Miszellen, S. 386—388; Register, S. 389—393. Beigegeben ist der Literarische Anzeiger Nr. 28, 8 S. G. Ficker, Kiel.

Alte Zeit

Ungleich mutiger als die Kirchenhistoriker, die zuletzt den Versuch gemacht haben, die Entstehung des altrömischen Symbols aufzuhehlen oder noch hinter dieses zurückzugehen (Holl, v. Harnack, Lietzmann, vgl. ZKG., NF. 3, S. 20f., 34; Kattenbusch, ThLz. 1922, S. 73—78; dazu Lietzmanns „Symbolstudien“ in ZNTW. 21, S. 1—34; 22, S. 257—279; 24, S. 193—203), geht Paul Feine bei Rekonstruktion eines schon in neutestamentlicher Zeit bestehenden Taufbekenntnisses voran: Die Gestalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Zeit des Neuen Testaments (Leipzig, Dörffling u. Franke, 1925. 192 S., kart. 7,50 M.). Er operiert dabei mit dem Quellenmaterial, das die Symbolforscher längst zusammengestellt haben (z. B. A. v. Harnack in der Ausgabe der Patres Apostolici I, 2, ²1878, S. 133—142, vollständiger in A. Hahns Bibliothek der Symbole, ³1897, S. 364—390), von dessen dogmatischer Fixierung zu einem apostolischen Symbol aber dringende historische Erwägungen abhielten. Feine geht von 1 Tim. 6, 11 ff. aus, worin er einen treuen Bericht über die Taufe des Timotheus sehen zu dürfen glaubt, und gelangt über 1 Petr. 3, 18—4, 5; Röm. 6, 2 ff.; Kol. 2, 11 ff. und andere Stellen, die „eine geprägte Überlieferung des Urchristentums“ bzw. ein „urchristliches Bekenntnis“ enthalten oder „fast bekenntnismäßig klingen“, zu dem Ergebnis, „daß der Prozeß der Bekenntnisbildung frühzeitig in der christlichen Kirche begonnen hat, und zwar einschließlich der Zusammenfassung der christlichen Heilsgüter, also des dritten Artikels“, daß „bereits in den ersten Jahren von den Aposteln ein festgefügtes christologisches Lehrstück für die Zwecke des Missions- und des Taufunterrichts geschaffen“ und „schon im zweiten Jahrzehnt der Kirche“ ein dreiteiliges Taufbekenntnis vorhanden gewesen ist, das F. dann bis ins Einzelne hinein, wenn auch nicht ohne Varianten(!), zu rekonstruieren unternimmt (Ergebnis: S. 141—144) und als gemeinsame Mutter sowohl der späteren orientalischen wie des altrömischen Bekenntnisses betrachtet. Unsicherheit kommt in seine Konstruktion, indem auch er zugibt, daß die Ausprägung und Formulierung „noch nicht die feste und einheitliche gewesen ist, wie sie sich im 2. Jhd. im altrömischen Taufbekenntnis greifen läßt“, daß die Formen „noch weichere und flüssigere“ gewesen sind, daß „Parallelformulierungen“ offen gelassen werden müssen, ja daß man „hinsichtlich eines Teiles der bekenntnismäßigen Aussagen auch inhaltlich noch nicht zu festerer Abgrenzung gelangt ist“, am wenigsten hinsichtlich der Formulierung der göttlichen Seite an der Person Jesu. Aber in seinem Rückblick auf die Geschichte des Problems (S. 5—40) und auch sonst immer wieder kritisiert F. gleichwohl diejenigen sehr scharf, die meinen, daß die Kirche nur in sehr langsamer und allmählicher Entwicklung zu fester Gestaltung gelangt sei oder gar wesentliche Veränderungen durchgemacht habe, statt wie er anzunehmen, daß die Kirche „von vornherein“ „für die Taufe feste Ordnungen geschaffen“ habe (!), — „ohne daß diese in den Anfangszeiten schematisch gehalten worden wären“ (!). Die zitierten Sätze zeigen die Widersprüche, die die Untersuchung durchziehen und die vermeintliche Sicherheit des Ergebnisses aufheben. Der methodische Grundfehler F.s ist das Durcheinanderwerfen von Sätzen der missionarischen *παράδοσις*, freien liturgischen Aussagen und etwaigen Bekenntnissätzen, ferner das vorschnelle Ineinanderschieben christologischer Bekenntnissätze und des trinitarischen Taufbekenntnisses, deren ursprüngliches Nebeneinander feststeht, vor allem aber die isolierende Behandlung der nt-lichen Stellen, die das Ergebnis nicht an den späteren wörtlich nachweisbaren Bekenntnissen, insbesondere am altrömischen nachprüft unter dem Gesichtspunkt, ob und wie diese aus dem sogenannten „apostolischen“, das F. gefunden

zu haben meint, entstanden sein können. Man wird die scharfe Kritik, die A. v. Harnack in ThLz. 1925, S. 393—395 an F. geübt hat, voll und ganz unterschreiben müssen. Um sich nicht durch F.s unmethodische Arbeit das, was an A. Seebergs Hinweisen auf Spuren des bekenntnismäßigen Elements im NT. berechtigt ist, verschütten zu lassen, lese man H. Lietzmanns sorgsame und an den liturgiegeschichtlichen Beobachtungen geschulte Untersuchung in ZNtW. 22, 1923, S. 262 ff. über das „Bekenntnis“ in der Urkirche (Teil X—XII seiner „Symbolstudien“), die zwischen dem christologischen Taufbekenntnis, den Christosdologien, den eucharistischen Gebeten, den Exorzismusformeln, zweigliedrigen Akklamationen bzw. Homologien wie 1 Kor. 8, 6 und 1 Tim. 6, 13, alten dreigliedrigen Formeln mit durchweg (im Gegensatz zu F.s Konstruktion) nur kurzem christologischen Artikel scharf unterscheidet und sich (wieder im Unterschied von F.) durchaus davon zurückhält, die erstgenannten „Formeln“ einfach als Anspielungen an ein festes trinitarisches Symbol aufzufassen, statt die uneinheitliche Mannigfaltigkeit der in der Urliteratur aufbewahrten Bekenntnisse anzuerkennen („Feste Formeln mit begrenztem Wortlaut gibt es in der Zeit der Apostel und Propheten dafür nicht“). Interessant ist übrigens auch ein Vergleich des Bekenntnisses F.s mit dem nt-lichen rein christologischen „Urkenntnis“, das R. Seeberg in ZKG. NF. 3, S. 2f. rekonstruiert hat, doch ohne sich für dessen Echtheit verbürgen zu wollen.

Zscharnack.

Hugo Koch, Zu Arnobius und Lactantius (In: Philologus. Bd. 80, Heft 4. S. 467—72). — Wie Hieronymus dazu gekommen ist, den Laktanz als Schüler des Arnobius hinzustellen, läßt sich nicht aufhellen. Ein Schülerverhältnis kann bei der Gegensätzlichkeit der philosophischen Anschauungen auch für die heidnische Zeit kaum bestanden haben.

E. Schwartz, Der sog. Sermo maior de fide des Athanasius. München, G. Franz in Kommission (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philos.-philol. und hist. Klasse, Jg. 1924, 6). 63 S. — Die Edition beruht auf einer photographischen Aufnahme der Handschrift, die den cod. plut. IV. 23 der Laurentiana bildet. Es ergibt sich, daß der von Montfaucou veranstaltete Druck so willkürlich ist, daß er das Verständnis der Schrift bisher unmöglich gemacht hat. Die von ihm herausgegebene Schrift ist nicht der dem Athanasius zugeschriebene Sermo maior de fide, sondern eine dogmatische Katene, die aus athanasianischen und pseudoathanasianischen Stücken besteht. Der Sermo maior ist stark benutzt. Die Katene gehört ins 5. Jahrhundert. Es folgt eine eingehende Analyse der Katene.

Adolf Jülicher, Zur Geschichte der Monophysitenkirche. (In: Zschr. für neutestam. Wissensch. u. die Kunde der älteren Kirche. Bd. 24, Heft 1/2. S. 17—43). — J. weist auf das Werk von Jean Maspéro: Histoire des Patriarches d'Alexandrie (518—616) hin, dessen hoher Wert von ihm anerkannt wird. Einspruch erhebt J. gegen das Werk insoweit, als dadurch seine eigenen Forschungen über die Chronologie der alexandrinischen Patriarchen betroffen werden.

Leube, Leipzig (LZbl.).

Mittelalter

Dom Rombaut van Doren, Etude sur l'influence musicale de l'abbaye de Saint-Gall (VIII^e au XI^e siècle). Louvain, librairie universitaire, Uyst pruyt, 1925. 160 p. 3 Tafeln. (Université de Louvain, Recueil de travaux publiés par les membres des conférences d'histoire et de philologie, 2^{me} série, 6^{me} fascicule.) — Diese auf methodische Beurteilung und Würdigung der Quellen gegründete Dissertation besteht aus zwei Teilen: im ersten (S. 15 bis 69) wird ein Überblick über die Geschichte des Cantus Gregorianus, des römischen Kirchengesanges, gegeben. Der Verf. zweifelt nicht, daß der römische Kirchengesang ein kostbares Erbe der antiken Kunst ist. Seine Zuweisung an

Gregor den Großen unterliegt schweren Bedenken. Über seine Geschichte in England besitzen wir gute Nachrichten und können erkennen, daß die römischen Melodien dort Veränderungen erlitten. Für Gallien bedeutet die Fürsorge Pipins des Kleinen und in seinem Gefolge Karls des Großen eine Reform im römischen Sinne. Das große Zentrum für musikalische Studien im Norden wurde Metz; hier konnte namentlich durch Chrodegang die Reform der fränkischen Herrscher zu Ende geführt werden. Daneben hielt sich aber Mailand in seiner Selbständigkeit, die auch nicht ohne Einwirkung auf Gallien geblieben ist. Im zweiten Teile (S. 70—153) wird die Legende zerstört, daß die Abtei St. Gallen im 8. bis 11. Jhd. eine selbständige musikalische Bedeutung gehabt habe; an den aus St. Gallen stammenden Schriften, namentlich den *Casus St. Galli*, wird nachgewiesen, daß sie legendarischen Charakter haben, man also nach zuverlässigeren Quellen zu suchen habe. Insbesondere wird Notker Balbulus seines herkömmlichen Ruhmes wegen musikalischer Kompetenz entkleidet und die Entstehung und Entwicklung dieser Legenden dargelegt. Auch über die Geschichte der Anfänge des Klosters wahrt sich der Verf. sein freimütiges, von dem herkömmlichen stark abweichendes Urteil. Die Kritik Kruschs und die methodische Behandlung der Quellen kommen zu ihrem Rechte. Die Untersuchung einschlägiger Handschriften erhöht den Wert der Arbeit. Ich bin in der Geschichte der Kirchenmusik nicht erfahren genug, um darüber urteilen zu können, ob die Annahmen des Verf. in jeder Beziehung standhalten werden, glaube aber aussprechen zu können, daß er einen richtigen Weg gezeigt hat, wenn auch noch viel darüber geschrieben werden wird.

G. Ficker, Kiel.

Franz Flaskamp, *Die Missionsmethode des hl. Bonifatius*. (In: Ztschr. f. Missionswissenschaft Jahrg. 15, Heft 1 u. 2, S. 18—49, 85—100). — 1. Verhältnis zu Heimat, Rom und Staatsgewalt. In der angelsächsischen Kirche ist Bonifatius die eigentliche Sendung zum Missionsberuf zuteil geworden. Die Sendung von Amts wegen erhielt er in Rom, nachdem er die ersten Schritte in Friesland ohne päpstliche Bevollmächtigung getan hatte. Karl Martell sagt ihm Hilfe zu. 2. Äußere Missionsbedingungen (Straßen, das Land selbst). 3. Aufteilung der Arbeit (Strategie und Taktik). 4. Missionsmittel. Das Gebet erscheint ihm als Anfang und Ende aller Missionshilfe. B. bezeichnet seine Tätigkeit als Dienst am Wort, die ihm Anvertrauten als Hörer der Lehre (Volkssprache!). 5. Überführung ins Christentum (Taufe). Massentaufe. 6. Vertiefung und Festigung im Glauben und Leben (Nacharbeit): z. B. Schutz des Lebens, Läuterung der Ehe. 7. Von der Mission zur Kirche (Gliederung und Mitwirkung). 8. Würdigung. Die große planmäßige Auffassung der Missionsaufgabe, Durchführung und Wegweisung zur Fortentwicklung ist sein Werk. Leube, Leipzig (LZbl.).

Klemens Löffler, *Der Hülfensberg im Eichsfelde eine Bonifatiusstätte?* Zweite, durch Nachträge fortgeführte Auflage. Mit einem Beiträge von Franz Flaskamp über die Örtlichkeit der Geismartat. Duderstadt, Mecke, 1925. IV. 88 S. — Dieses schon im Jahre 1909 erschienene Schriftchen weist nach, daß der seit der Mitte des 14. Jahrhunderts als Wallfahrtsort berühmte Hülfensberg im südlichsten Teile des Eichsfeldes mit Bonifatius nichts zu tun hat; es verfolgt in methodischer Weise die Entstehung der die Tätigkeit des Bonifatius an den Berg anschließenden Annahmen und gibt damit zugleich ein Bild der Entstehung und des Weiterlebens solcher Legenden. Die Nachträge, die auch schon zum größten Teile früher gedruckt sind, weisen gegenteilige Behauptungen überzeugend und temperamentvoll zurück. Bestätigt und verstärkt wird der Beweis durch die beigegebene neue Abhandlung von Fr. Flaskamp, der darlegt, daß für die Fällung der Donarseiche kein anderes Geismar in Betracht kommen könne als Geismar am Elbbache, etwa 2 km nordwestlich von Fritzlar, und daß der Stand der Kulteiche eben die Stelle des Domes in Fritzlar war, wo Bonifatius aus dem Holze der Eiche das hölzerne Peterskirchlein errichtete. Das Büchlein ist wertvoll auch wegen der sorgfältigen Sammlung und Beurteilung der sämtlichen einschlägigen Literatur.

G. Ficker, Kiel.

O. Farner, Die Kirchenpatrozinien des Kantons Graubünden auf ihre Bedeutung für die Erforschung der ältesten Missionsgeschichte der Schweiz untersucht. München, Reinhardt, 1925. 192 S. — Der Aufschwung der Patrozinienforschung seit den letzten Jahrzehnten ist bisher namentlich Süd- und Westdeutschland und der Schweiz zugute gekommen, für die bereits 1864 A. Nüscheler eine Zusammenstellung geliefert hatte (vgl. dazu J. Dorn im Archiv für Kulturgesch. 13, 1916, S. 16) und neuerdings E. A. Stückelberg die Verbreitungsgebiete bestimmter Heiliger geschickt zur Darstellung brachte (vgl. S. 181 der vorliegenden Untersuchung, dazu dessen Schrift „Aus der christlichen Altertumskunde“, Zürich 1904). Farner greift einen bestimmten Landesteil heraus, der in den Bereich der Diözese Chur fällt (vgl. S. 7); sie gehörte bis 843 (seit Ambrosius?) in den Verband von Mailand, von da an zu Mainz. Er behandelt, an das dreifache Patrozinium der Klosterkirche von Disentis in umgekehrter Reihenfolge anschließend (S. 8f. 127f.), die Patrozinien unter den Hauptabschnitten Petrus; Martin; Maria, mit ihrem jeweiligen „Kreis“. Das kann jedoch zu Mißverständnissen Anlaß geben; deutlicher wäre es gewesen, wenn in den Überschriften einfach die Motive zum Ausdruck gebracht worden wären, die zu den Verbreitungsgebieten geführt haben. Wir haben im ersten Falle die kirchlichen Einflüsse von Italien (Rom, norditalienische Diözesen), im zweiten die westlichen von Gallien her zu erblicken (Anschluß an das Frankenreich 537), und als wertvolles Ergebnis bleiben die daraus gezogenen Schlüsse über die Benutzung der Paßübergänge und Aufeinanderfolge von Missionswellen von Süden (Septimer, Splügen, Hinterrhein-Vals) bzw. von Westen her (Lukmanierpaß) bestehen (S. 169f. 20f.). Im dritten Falle soll „relative Posteriorität“ vorliegen (S. 126ff., gegen Beißel; S. 173f.), was aber in Frage zu stellen ist, ebenso die glatte Subsummierung der aufgezählten Heiligen unter die drei Ober-titel. Auf etwaiges Vorhandensein ursprünglicher sedes (Taufkirchen) wird keine Rücksicht genommen und das Patrozinium Johannes des Täufers S. 78ff., wie das der Maria, verhältnismäßig spät angesetzt (dagegen spricht allein schon die Kirche von Hohenrätien bei Thusis S. 82). In Lucius, dessen lokale Verehrung namentlich an der Bischofsstadt Chur selbst haftete (Kompatron sowohl des gegenwärtigen Doms seit der zweiten Hälfte des 10. Jhdts. wie der benachbarten Kloster-, wohl der ursprünglichen Domkirche), der auch im Siegel von Oberengadin erscheint und seit dem 13. Jhd. als offizieller Schutzheiliger des Bistums gilt (mit Florinus), sieht F. statt des angeblichen britannischen Königs (worüber noch Harnacks Akad.-Abhandlung von 1904 zu vergleichen gewesen wäre), wenn auch in Kombination mit demselben (seit dem 9. Jhd.), einen Waldbruder der fränkischen Zeit (S. 101ff.), während er die Geschichtlichkeit des im Unterengadin (Remüs) beglaubigten Florinus in Frage stellt (S. 111ff. 18), ebenso des Valentin (S. 167. 61), was offen bleiben muß (zu Valentin vgl. ZKG. 1923, S. 112).

Liber Miraculorum Ninivensium Sancti Cornelii Papae. Ein Beitrag zur Flandrischen Kirchengeschichte herausg. von W. W. Rockwell. Göttingen-New York, 1925. VIII u. 130 S. Mit einer Lichtdrucktafel. — Die Ausgabe ist nach Anlage und Vollständigkeit des beigebrachten Materials durchaus mustergültig. Es handelt sich um den Inhalt einer Hs. aus dem Prämonstratenserkloster Ninove bei Gent (seit 1137, vorher Kollegiatstift) vom Ende des 12. Jhdts. Prof. Rockwell, der durch eine Schrift über die Doppelhele des Landgrafen Philipp von Hessen und durch seine Beiträge für „Die Religion in Geschichte u. Gegenwart“ bekannt ist, hatte die Hs. als stellvertretender Direktor der Bibliothek des Union Theological Seminary in New York, wohin sie aus dem Besitze des katholischen Gelehrten Leander van Eß seiner Zeit gelangt war (anderes ist in die Sammlung Phillips nach Cheltenham-England gekommen), wieder aufgefunden. Aber der Inhalt ist der belanglose gleichartiger Wunderaufzählungen über mittelalterliche Heilige bzw. ihrer Reliquien, in diesem Falle über den römischen Bischof (und Märtyrer) Cornelius (vgl. S. 47, Anm. 1), neben

dem der Cyprian des Doppelpatroziniums zurücktritt. Wären der hs. Quelle nicht Nachrichten über die Anfänge des Klosters beigemischt (S. 85—101), das aber auch kaum hervorragende Bedeutung gehabt hat, so möchte man von verschwendeter Liebesmühe reden.

Goswin Frenken, Wunder und Taten der Heiligen (Bücher des Mittelalters herausg. von Friedrich von der Leyen). München. Bruckmann A.-G., 1925. XXXI u. 234 S. — Diese Sammlung von Legenden will „nicht der Wahrheit dienen [soll wohl heißen: das historisch Zuverlässige herauszuschälen versuchen], auch nicht der religiösen Erbauung; es will vielmehr an Beispielen die Literaturgeschichte der christlichen Legende vorführen, die mannigfachen Einflüsse, die von außen auf sie einwirkten, charakterisieren und daneben auch die dichterischen Werte, die in ihr liegen, aufzeigen“ (S. XIII). Damit leistet sie an ihrem Teile eine weitere Vorarbeit zu den S. 185 vorweg aufgezählten Studien neuerer Gelehrter (vgl. auch ZKG. 1924, S. 467 f.). Was die Unkritik des Mittelalters, in Gemeinschaft mit entsprechenden Regungen der Volksseele in ihm als schwerlich ganz Entwirrbarem, in vielfachem Anschluß an antik überlieferte Vorstellungen im Verlaufe des Mittelalters hervorbrachte, setzt die in der Hauptsache gut orientierende Einleitung auseinander, mit gebührender Berücksichtigung der mannigfaltigen Motive, die in dem angeschlossenen Kommentar zu den verschiedenen Legenden erläutert und in einem Schlußregister zusammengefaßt werden. Eine Parallele auf mehr profanem Gebiete liefert neuerdings A. Wesselski-Prag: Märchen des Mittelalters, Berlin 1925. Fr. faßt die Legende als „eine Art der Sage: der Sage, die sich um historisch religiöse Persönlichkeiten rankt“, als „Heilbringersage“, die auch dem Mythos wie dem Märchen verwandt ist (S. XI), und behandelt nacheinander den Fortgang vom Evangelium zur Legende (mit Einschluß der Apostelgeschichten), gibt sodann Proben aus Märtyrerakten und Märtyrerlegenden sowie von späteren Erweiterungen letzterer, ferner orientalische Mönchslegenden, abendländische Mönchs- und Bekennerelegenden, italienische, fränkische und irische Heiligenlegenden und solche des zweiten Jahrtausends, Legenden indischen Ursprungs und solche aus Helden- und Spielmannslied, schließlich Mönchslegenden aus dem zweiten Jahrtausend. (Bei der letzten, einer Legendenparodie „vom heiligen Niemand“, erinnert man sich an Odyssee IX, 366 f.). — Das Ganze ist durch ausgezeichnete Nachbildung von Illustrationen aus Wiener und Münchener Hss. vom 14. bis Anfang des 16. Jahrhunderts auf 16 Tafeln ausgeschmückt, für die der Leser dem auf solchem Gebiete rühmlichst bekannten Verlage dankbar sein wird.

E. Hennecke, Betheln (Hann.).

Ed. Kurtz, Kritisches und Exegetisches zu Arethas von Kaisareia. II. (In: Byzantinische Zeitschrift Bd. 25, Heft 112, S. 19—32). — Behandelt werden zwei kleine Schriftstücke: Die Grabrede, die A. 917 dem Patriarchen Euthymios hielt, und die Antwort auf das Schreiben der armenischen Geistlichkeit in Sachen der vom Patriarchen Nikolaos Mystikos angeregten Union zwischen der armenischen Kirche und der orthodoxen Staatskirche. Leube (LZbl.).

Den ersten Band der von Adolf Weiß veranstalteten Übersetzung von Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen (Philosophische Bibliothek, Bd. 184. Leipzig. Felix Meiner), haben wir in Bd. 6, 2, S. 248 f. zur Anzeige gebracht. Nunmehr liegt diese philologisch treue und mit wertvollen erklärenden Anmerkungen versehene Verdeutschung des in der abendländischen Geistesgeschichte stark nachwirkenden, zwischen der Glaubenslehre und der Vernunftwissenschaft vermittelnden apologetischen Hauptwerks des jüdischen Philosophen vollständig vor. Das 2. Buch (XI u. 313 S. 1924) setzt zunächst, von aristotelischen Axiomen ausgehend, die Gotteslehre des M. fort, um dann seine (auch arabische Einflüsse zeigende) Emanationslehre vorzutragen und in Auseinandersetzung mit dem Aristotelismus das Problem der Welterschöpfung zu behandeln. Im Blick auf Spinozas Tractatus theol.-pol., aber auch auf den hier von M. stark abhängigen

Albertus Magnus, *De divinatione*, interessiert noch besonders Kap. 32 ff. die Lehre des M. von der Prophetie, der prophetischen Inspiration und Imagination, mit Einschluß der Wertung der imaginatio als Hauptquelle menschlichen Irrtums. Das 3. Buch (IX u. 392 S. 1924) ist in seinem ersten Teil der Frage des Übels, des Weltzwecks und der göttlichen Präsenz und Vorsehung gewidmet; im zweiten Teil ethischen Fragen, insbesondere der Bedeutung des Gesetzes und der Bestimmung des Menschen, wobei er übrigens im Anschluß an Averroes individuelle Unsterblichkeit ablehnt. Zum Ganzen sei die eingehende Anzeige W. Betzendörfers in *ThLz.* 1925, S. 457—464 empfohlen, die am Schluß auf Grund der neu entdeckten Descartesbriefwechsel verwertenden Publikation von Leon Roth, Spinoza, *Descartes et Maimonides* (Oxford 1924) auch die von Weiß in seiner Einleitung behandelte Frage der Abhängigkeit Spinozas von M. beleuchtet.

Zscharnack.

Berthold Altaner, *Die Briefe Jordans von Sachsen, des zweiten Dominikanergenerals (1222—1237). Texte und Untersuchungen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Frömmigkeit im 13. Jahrhundert.* XII, 140 S. 8°. Leipzig, O. Harrassowitz, 1925. № 6. (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland; gegründet von Paulus von Loß, herausgegeben von deutschen Dominikanern, 20. Heft.) — Die 56 Briefe Jordans, die wichtigste Quelle zur Kenntnis der Geschichte des Ordensgenerals, der um die Organisation des Ordens sich mannigfache Verdienste erworben hat, sind leider nicht durchweg nach den Handschriften wiedergegeben, sondern in der Hauptsache nach den beiden jetzt schwer erreichbaren Ausgaben; benutzt ist, soviel ich sehe, nur eine Handschrift: Würzburg, Universitätsbibliothek Codex M. p. th. q. 57, die 31 Briefe enthält. Wir erfahren leider auch nicht, welcher Zeit die Handschrift angehört. Deswegen kann der Text auch noch nicht als gesichert gelten, und es wäre zu wünschen, daß weitere Nachforschungen weitere Handschriften zutage förderten, wenigstens die, die von den früheren Herausgebern benutzt worden sind. Die früheren Herausgeber haben leider, wie es scheint, sich sehr wenig um genaue Angaben über die von ihnen benutzten Handschriften bemüht; es müssen aber doch ziemlich viele vorhanden gewesen sein, und darum wird es wohl nicht allzuschwer sein, einige wieder aufzufinden. Gleichwohl ist dieser erste Versuch, einen wissenschaftlich brauchbaren Text herzustellen, von großem Werte. Denn nicht nur die erste Geschichte des Dominikanerordens und die Geschichte des Ordensgenerals wird durch sie beleuchtet, sondern auch die Frömmigkeit, die in den Klöstern gepflegt wurde. In der Hauptsache sind es nämlich Privatbriefe an die Nonne Diana in dem S. Agneskloster in Bologna, die sich aus der Korrespondenz Jordans erhalten haben. Leider sind sie undatiert; der Herausgeber hat sich mit vortrefflichem Erfolge bemüht, aus inneren Gründen die Zeit der Abfassung zu erschließen und zieht dazu die ihm so genau bekannte älteste Geschichte des Dominikanerordens heran, was sehr lehrreich und fördernd ist. So kann er auch das Itinerarium Jordans von 1219 an vorlegen. Er begnügt sich aber nicht mit den äußeren Ereignissen, sondern charakterisiert auch die Frömmigkeit, die von den Briefen bezeugt wird, und wir werden da in die Anfänge der dominikanischen Mystik eingeführt. Was er über das Freundschaftsverhältnis zwischen Jordan und Diana und über die asketisch-mystischen Grundgedanken Jordans sagt, ist sehr reizvoll, auch sehr anziehend geschrieben und beleuchtet die Art der Seelenfreundschaften im Mittelalter. Manche Briefe Jordans an Diana lesen sich wie Liebesbriefe, bei denen man nur ganz leise Abstriche zu machen braucht, um den natürlichen Ton der irdischen Liebe erklingen zu hören. Es ist nur schade, daß kein Brief der Diana an Jordan erhalten geblieben ist. Daß mitunter Töne erklingen, die uns weniger gefallen, wenn von den Umarmungen des Bräutigams, von dem Brautlager und ähnlichem gesprochen wird, wird man aus der seltsamen Hochschätzung des Hohen Liedes, wie sie dem Mittelalter eigen war, herleiten müssen. Jedenfalls ist Altaners Publikation nach verschiedenen Richtungen hin sehr dankenswert.

G. Ficker, Kiel.

Martin Grabmann, Kurze Mitteilungen über ungedruckte englische Thomisten des 13. Jahrhunderts. Wilhelm von Hotun, Wilhelm von Macklesfield, Richard von Clapwell und Robert von Hereford. In: Divus Thomas Bd. 3, Heft 2, S. 205—214.

Berthold Altaner, Die Dominikanermissionen des 13. Jhdts. Forschungen zur Gesch. der kirchl. Unionen und der Mohammedaner- und Heidenmission des Mittelalters (= Breslauer Studien zur histor. Theologie, hrsg. von Jos. Wittig und Frz. Xav. Seppelt, Bd. III). XXIII u. 248 S. Habelschwerdt (Schles.), Frankes Buchhdlg. N 10. — Eine gewaltige Arbeitsleistung aus mannigfaltigem verstreutem Quellenmaterial, mit Dank zu begrüßen von kirchengeschichtlichen und volkswissenschaftlichen Forschern, ein Buch, das bei aller Mosaikarbeit, die eine außerordentliche Hingebung an den Stoff forderte, der Zusammenfassung in einigen Schlußkapiteln nicht entbehrt. — Durch frühere Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Dominikanergeschichte, welche die Genauigkeit und Unbefangenheit seiner Forschung bezeugt hatten, war A. berufen, eine Zusammenfassung des gesamten Quellenmaterials und eine kritische Darstellung der Geschichte der Dominikanermission zu liefern und damit die Lücke auszufüllen, welche neben dem umfassenden Werke des Franziskaners Golubovich aus den Jahren 1906—1923 bestand. Auf ein einleitendes Kapitel über die Missionsidee im Dominikanerorden folgen zwei Kapitel über die Ordensprovinzen Graecia und Terra Sancta, besonders Konvents- und Personengeschichte bietend, dann andere über die Mission bei den orientalischen Christen, den Mohammedanern, bei den Tartaren, in der ungarischen Ordensprovinz, in den Ostseeländern, in Rußland. An letzterer Stelle nehmen die Untersuchungen über den heiligen Hyazinth einen breiteren Raum ein. Wohl hätten in den Anmerkungen bisweilen neuere Quellenausgaben an Stelle älterer treten können, z. B. die *Chronica regia Coloniensis* und die *Monumenta Erphesfurtensia* (beide in der kleinen Monumentenausgabe), auch neuere Literatur über Thomas von Chantimpré zu der alten (Alex. Kaufmann 1899 und, holländisch, van der Het 1902), zu den Kreuzzugsversuchen: Hirschgereuth 1896 (S. 106 ff. und S. 127 ff.), zur Literatur über die Kumenen der Aufsatz von Dr. O. Blau über Volkstum und Sprache der Kumenen, in der *Ztschr. der deutsch-morgenländ. Gesellschaft* 29 (1875), S. 556—587 (geschichtliches S. 564—567), zu Brunos von Olmütz Reformentwurf die Ausgabe in *Mon. Germ. Constitut.* III, 589 f. und die leider zu wenig beachtete Abhandlung von Dr. Max Eisler: *Geschichte Brunos von Schauenburg*, aus den Quellen dargestellt, in *Ztschr. des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens* 8. Jahrg. (1904) bis 12. Jahrg. Aber mit diesen Notizen will ich nur mein Interesse an A.s Forschungen bezeugen. Besonders willkommen wird vielen das Kapitel über das Verhältnis und die Beziehungen der Dominikanermission zu derjenigen der Franziskaner sein: im Orient hatten die letzteren entschieden das Übergewicht, im östlichen und nord-östlichen Europa die Dominikaner. Beweis: das Bullenmaterial. Die Summe zieht das letzte Kapitel „Geist, Methode und Ergebnis der Missionsarbeit“. Von den Verhandlungen über eine Union des christlichen Orients mit Rom urteilt A., daß wirkliche Bereitschaft zu solchen bei den Orientalen nicht vorhanden war, sondern nur politische Erfolge zeitweilig erzielt werden sollten. Erfolge der Abendländer wurden durch Gleichgültigkeit und die Untauglichkeit der Missionsmethode vereitelt, andererseits durch einen unverständlichen Optimismus. Aber die Hingebung an die Missionsarbeit bedeutete eine Bereicherung des inneren Lebens der Kirche. Ein treffliches Register beschließt den Band.

Karl Wenk, Marburg a. d. Lahn.

Justus Hashagen, Risse im Mittelalter. (In: *Zeitwende* Jahrg. 1, Heft 4, S. 337—348.) — H. gibt eine Reihe von Beobachtungen, die zeigen, daß die mittelalterliche Kultur keineswegs eine harmonische gewesen ist. Wie lieblos haben die Stände übereinander geurteilt! Die Kämpfe gegen die Kirchenlehre und das Vordringen der Laienwelt zeigen den Gegensatz gegen die Kirche; auch

bei den größten deutschen Dichtern findet man auf der Höhe des Mittelalters eine besondere Art, Religion und Sittlichkeit dichterisch zu fühlen.

Lube (L.Zbl.).

Jos. Lechner, Die Sakramentenlehre des Richard von Mediavilla. München, Jos. Kösel & Fr. Pustet, 1925. VIII. 425 S. 8° (Münchner Studien zur historischen Theologie [Fortführung der „Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München“], Heft 5). — Diese dankenswerte gründliche Arbeit stellt in ihrer Einleitung zusammen, was über den Lebensgang des Franziskaners Richard von Mediavilla (Middelton, Middletown und ähnlich; † wahrscheinlich 1307 oder 1308) und über sein Schrifttum zu erforschen war, und gibt eine Würdigung seiner Theologie im allgemeinen, wobei auch die Quellen genannt werden, aus denen er schöpfte. Er kam von der vorwiegend augustinisch orientierten Franziskanerschule her, bekundet aber doch, wie im einzelnen dargelegt wird, eine unleugbare Hinneigung zu Thomas. Er hat seine Stärke in der geschickten Zusammenfassung der Anschauung seiner Vorgänger. Darum ist auch sein Sentenzenkommentar wegen seiner Kürze und Übersichtlichkeit im Mittelalter, und nicht nur in seinem Orden, viel gebraucht worden. Seine Sakramentenlehre kann also gewissermaßen als Zusammenfassung der Sakramentenlehre des ausgehenden 13. Jahrhunderts gelten. Auf Grund des 4. Buches seines Sentenzenkommentars, der nach der Venediger Ausgabe von 1507—1509 und nach der Münchner Handschrift lat. 8078 benutzt wird, legt L. sie eingehend und mit unleugbarem Geschick dar, zuerst im Allgemeinen S. 38—94, dann im Speziellen S. 95—410, wobei die 7 Sakramente der Reihe nach durchgesprochen werden. Die Arbeit ist natürlich im wesentlichen referierend, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, daß der Verf. richtig referiert und das Wichtige hervorgehoben hat. Dabei wird durch Heranziehung anderer scholastischer Autoritäten die Darstellung belebt und der historischen Entwicklung Genüge getan. Es stellt sich doch heraus, daß Richard v. M. nicht nur Kompilator ist; wenn auch nur stellen- und schrittweise führt er die Spekulation über die Sakramente weiter; die Erklärung dafür bietet nach dem Verf. die starke Betonung des göttlichen Willens, des primär-kausalen Faktors im Organismus der Sakramente; und besonders dadurch „werden wir leise an spätere Entwicklungen gemahnt, wie sie im Skotismus und Nominalismus des vierzehnten Jahrhunderts zum Ausdruck kommen“. Das Resultat scheint mir sehr bedeutsam zu sein: von der Rechtfertigung und Erklärung der in der Kirche vorhandenen Institutionen, Gebräuche und Vorstellungen, wie sie der Scholastik und auch Richard eigen ist, hinweg besinnt sich die Theologie darauf, daß sie Theologie ist. — Es ist wohl natürlich, daß bei der Bearbeitung von Themata aus der scholastischen Theologie in deutscher Sprache, sich Fremdworte leichter als sonst einstellen; könnte da nicht Abhilfe geschaffen werden? Man würde der Würdigung der Scholastik nur nützen, wenn man versuchte, ihr Latein in gutes Deutsch zu übertragen.

P. Holtermann, Die kirchenpolitische Stellung der Stadt Freiburg im Breisgau während des großen Papst-Schismas. Freiburg i. Br., Herder, 1925. VI, 132 S. 8°. M 1,80 (Abhandlungen zur oberrheinischen Kirchengeschichte. Im Auftrag des Kirchengeschichtlichen Vereins für das Erzbistum Freiburg herausg. von E. Göller, 3. Band). — Diese Dissertation, für die ungedrucktes Material aus dem Stadtarchiv zu Freiburg und dem Karlsruher Generallandesarchiv verwendet worden ist, zeigt, wie die Haltung der Stadt Freiburg im Schisma wesentlich bedingt ist durch die Politik ihres Landesherrn, des Herzogs Leopold III. von Österreich, der durch Anschluß an die französische Politik sich absonderte von der Politik der meisten anderen Gebiete des deutschen Reiches, und wie Freiburg und Neuenburg der Sache des avignonesischen Papsttums unentwegt Treue gehalten haben und dadurch historisch bedeutsam geworden sind. Die Nöte, Unsicherheiten und Unbequemlichkeiten des Schismas werden durch eine Fülle von Einzelheiten beleuchtet; es wird dargelegt, wie es allmählich durch persönliche und sachliche Einwirkungen ein-

gedämmt wurde, aber doch auch noch nach 1409 sich Reste der schismatischen Stimmung in Freiburg erhalten hatten. Die Abhandlung ist wegen der großen, fast zu großen Menge von Einzelheiten gut geeignet, die politischen und kirchlichen Probleme jener Zeit erkennen zu lassen, freilich nur mehr nach ihrer äußeren Seite hin. G. Ficker, Kiel.

Ein gehaltvoller Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Geschichtschreibung und darüber hinaus der mittelalterlichen Weltanschauung überhaupt sind Frdr. Baethgens Franziskanische Studien (H. Z. 131, 3, S. 421—71), welche die von B. bei seiner neuen Ausgabe der Chronik Johans von Winterthur (M. G. SS. rer. Germ. N. S. t. III. 1924) gemachten Beobachtungen gestaltet, und zwar im Vergleich mit Salimbenes Chronik und anderer Erzählungsliteratur im Anschluß insbesondere an Ant. Schönbachs Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters. Daß „der gemeine Mann“ Subjekt wie Objekt der Geschichtschreibung geworden ist, ist das Ergebnis von Kapitel 1. Das 2. Kapitel behandelt eindringend die Berührungen von Geschichtschreibung und Predigt. Die Chronik Johans ist in erheblichem Teile zur Exempelsammlung geworden. Joh. erzählt „Geschichten“, nicht so sehr Geschichte; hinter lehrhaft sachlichen Gesichtspunkten tritt die Überlieferung, wie es eigentlich gewesen, zurück; die Geschichtschreibung ist in einem neuen Sinne zur Magd der Theologie geworden. Im 3. Kapitel vergleicht B.: Salimbene und Johann auf die Verwandtschaft ihrer Werke (warum nicht auch die Chronik Jordans von Giano als Zeugen der ersten Franziskanergeneration?), die trotz starker geographischer und zeitlicher Entfernung „in ähnlichen Existenzbedingungen wurzeln“. Der Gegensatz gegen Weltkirche und andere Orden, die Voreingenommenheit für den eigenen Orden und die eigene Person tritt stark hervor, und das Auftauchen einer neuen Weltanschauung schimmert durch trotz aller Betonung des traditionellen Moments. Karl Wenck, Marburg.

Franz Federhofer, Ein Beitrag zur Bibliographie und Biographie des Wilhelm v. Ockam. (In: Philos. Jb. der Görres-Gesellschaft, Bd. 38. Heft 1, S. 26—48.) — F. teilt die Wirksamkeit Ockams in 3 Perioden, wobei der Aufenthalt in Avignon den 2. und der in München den 3. Lebensabschnitt bestimmt. Die Quodlibeta gehören der nachavignonesischen Zeit an. Im 2. Teil seiner Arbeit gibt F. wertvolle Nachrichten zur Aufhellung der Lebensumstände Ockams. Leube (LZbl.)

Ludwig Mohler, Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann. Funde und Forschungen (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut zu Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft, Band XX). Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1923. — Die Arbeit M.s gibt eine Biographie Bessarions und eine ausführliche Übersicht über seine gesamte Tätigkeit, insbesondere die literarische. Das eine wie auch das andere ruht auf guter Kenntnis in großer Zahl ungedruckter Quellen. Besonders gründlich erforscht und dargestellt ist die Tätigkeit B.s als Kirchenpolitikers. Das sind wesentliche Vorteile des Buches. Im Vorworte spricht der Verfasser freilich selbst von dem „bunten Bilde“, das sein Buch zeigt. „Bunt“ ist das Buch in der Tat, weil es unproportioniert ist. So sind der Tätigkeit B.s auf dem ferrarisch-florentinischen Konzil mehr als 80 S., dagegen dem ganzen früheren Leben B.s kaum 18 S. gewidmet. Die Hauptinteressen M.s liegt allerdings evident auf der Frage der Florentiner Union, und in B. sieht er in erster Linie den „uneigennütigen Förderer des kirchlichen Einheitsgedankens“ (S. 429). Ob B. aber wirklich immer nur „uneigennützig“ die Sache der Union förderte? M. selbst erzählt, wie nach Beendigung des Florentiner Konzils B. eine päpstliche Zusage erhielt, daß er jährlich 300 fl. erhalten werde, bekommen hatte (S. 205). Steht nicht diese Belohnung einer Bestechung nahe? Das war die Meinung seiner Zeitgenossen: „Wir mußten unseren Glauben verkaufen“, gestanden die nach Byzanz zurückgekehrten Konzilteilnehmer (S. 179). M. merkt offenbar nicht,

wie diese Tatsache gegen B. spricht; für ihn hat der Kirchenpolitiker B. immer recht und dessen Widersacher stets unrecht. Überhaupt machen die Äußerungen M.s über die orthodoxe Kirche auf jeden Orthodoxen und aufrichtigen Freund des Einheitsgedankens der christlichen Kirchen keinen guten Eindruck. Die orthodoxe Kirche ist für M. immer nur die „schismatische“, ihre Vertreter stets „geschmacklos“, „engherzig“ usw. Im Geiste enger Parteilichkeit erzählt der Verfasser von der Trennung der Kirchen (Kap. 1: Rom und Byzanz) und kennt offenbar Geist und Geschichte der morgenländischen Kirche wenig, versteht auch nicht ihren Widerspruch gegen den römischen Primat (über diese letzte Frage siehe die letzte russische Arbeit des Professors Bolotoffs, 1913, die freilich leider auch nicht unparteiisch geschrieben ist). Ungleich besser sind daher die Kapitel, wo M. von B. als dem Humanisten spricht. Leider bleiben aber diese Kapitel wie ohne Unterbau, so ohne Abschluß. Den Streit über die Vorzüge Platos über Aristoteles führten in Italien die Griechen; Geschichte des Platonismus und des Aristotelismus in Byzanz bleibt aber auch von M. unerforscht. Von den platonisierenden Anregungen B.s geht M. zu Ficino und Pico della Mirandola über (S. 384), vielleicht nicht ohne Grund. Er hätte aber den Einfluß B.s nicht nur behaupten, sondern auch nachweisen müssen. — Trotz dieser Lücken und Mängel wird die Arbeit M.s für jeden Fachmann unentbehrlich bleiben, besonders auch wegen der Angabe und Benutzung zahlreichen ungedruckten Materials. Dabei möchte ich die Aufmerksamkeit des Verfassers noch auf eine bis jetzt (soviel ich weiß) unbekannt gebliebene, wichtige Sammlung der Briefe an Bessarion lenken: Vat. Lat. 2934. J. Pusino, Berlin.

Renaissance, Reformation, Gegenreformation

Albert Hyma, *The Christian Renaissance. A history of the „devotio moderna“*. The Reformed Press Grand Rapids, Michigan, 1924. XVIII und 501 S. — Die Einzelfragen der Geschichte der „devotio moderna“, jener breiten Volksbewegung der Niederlande zu neuem Verständnis des christlichen Glaubens und Lebens, hatten in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit schon mehrerer tüchtiger Gelehrter auf sich gelenkt (vgl. z. B. die folgende Besprechung Mestwerdts). Vorliegendes Buch bringt nun eine Gesamtdarstellung, in der die allgemeine Geschichte der „devotio moderna“ als eine Vorbereitung der folgenden religiösen Entwicklung Europas aufgefaßt wird. Der Verf. bezeichnet diese Bewegung der Anhänger Gerh. Groot's als „Die christliche Renaissance“. Man hat sich aber daran gewöhnt (besonders seit dem Erscheinen von P. Wernles „Die Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert“, 1904) unter dieser Benennung doch mehr eine bestimmte humanistische Bewegung zu verstehen, während die auf Groot zurückgehende eine doch ganz andersartige Erscheinung ist und auch bereits einen allgemein angenommenen Namen trägt, eben den der *devotio moderna*. Die Umnennung und die daraus folgende Zusammenwerfung mit einer späteren humanistischen Erscheinung scheint uns unberechtigt und darum auch unerwünscht zu sein. H. hat diesen allgemeinen Namen nur wählen können, weil er jene relativ beschränkte Erscheinung sehr verallgemeinert. In den ersten vier Kapiteln gibt er eine Darstellung von Gerard Groot, Florentius Radeveijn und anderen Nachfolgern, von dem Beginn der „Brüderschaft des gemeinsamen Lebens“ und von den Stiftungen in Zwolle, Deventer, Windesheim. Kapitel V spricht von der „Imitatio Christi“ und von ihrem vermutlichen Verfasser, Thomas à Kempis. Kapitel VI behandelt Wessel Gansfort und versucht, den Einfluß seiner Ideen auf Luther und Erasmus zu beweisen. Weitans greifen dann die zwei letzten Kapitel (VII und VIII), die von der Verbreitung der *devotio moderna* in Frankreich und Deutschland handeln; sie suchen den Einfluß ihrer Ideen auf den Glauben und auf das Schaffen von so verschiedenen Männern wie Luther, Erasmus, Standonch, Lefèvre, Calvin, Zwingli, Bucer, Loyola, und auf die religiösen Richtungen Englands (Puritanismus, Presbyterianer usw.) aufzudecken.

Um aber irgend etwas Gemeinsames in all den genannten religiösen Erscheinungen zu finden, muß man doch auf etwas sehr Allgemeines weisen. Nicht die *devotio moderna*, eine verhältnismäßig lokale und bescheidene Bewegung, sondern wohl nur das christliche Denken und Fühlen überhaupt ist für Loyola und Zwingli, Erasmus und Luther als gemeinsam anzusehen. Wenn man aber das historische Moment nicht verlieren und diesem allgemein Christlichen ein zeitliches Gewand geben will, dann wird es bei mehreren von H. genannten Denkern nicht speziell die „*devotio moderna*“, sondern die mittelalterliche Religiosität sein, die in ihren Erscheinungen selbst so mannigfaltig war. Der Verf. übertreibt besonders den Einfluß der *devotio moderna* auf Luther. Für Erasmus steht er aufseiten Mestwerdts (s. unten) und teilt dessen Behauptung des Einflusses der *devotio moderna* auf Erasmus, hat aber dessen Ergebnisse nicht kritisch genug nachgeprüft. Dasselbe gilt auch für fast alle anderen Personen. Hier hätte das sonst so verdienstliche Buch zurückhaltender sein müssen.

Die wichtige Untersuchung von Paul Mestwerdt über Die Anfänge des Erasmus. Humanismus und „*devotio moderna*“ (Leipzig, Rudolf Haupt, 1917. Band II der „Studien zur Kultur und Geschichte der Reformation“, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte) hat bisher in der ZKG. keine Anzeige gefunden. M. hat darin die Aufgabe angefaßt, Erasmus' religiöse Anschauungen aus seiner Seelengeschichte und verwickelten geistigen Entwicklung heraus zu verstehen bzw. zu erklären. Leider verläßt M. freilich den richtigen Weg schon am Anfang seiner Arbeit. Statt zunächst Jahr für Jahr den Einflüssen, die auf Erasmus wirkten, nachzuforschen, beginnt M. mit einer Gesamtübersicht „der religiösen und theologischen Tendenzen im italienischen Humanismus“, um die Behauptung aufzustellen, daß „Erasmus dem Geiste der italienischen Renaissance innerlich fremd gegenüber stand“ (S. 20), fremd auch in bezug auf ihre religiösen Anschauungen. Daß die deutschen Humanisten ernsthafter und christlicher die religiösen Probleme behandelten, daß sie dem Volke und seinem Frömmigkeitsideal näher ständen als die Italiener (S. 79), gehört ja zu den ältesten Traditionen der historischen Wissenschaft — genannt sei hier die alte, noch immer nicht ersetzte Arbeit K. Hagens: Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, 1841. Aber jene allgemeine Behauptung M.s bleibt unbewiesen, zumal M. aus der Geschichte der Renaissancezeit in Italien nur vereinzelte Schriften kennt, und auch die nicht immer in der Originalsprache, sondern in der Übertragung (z. B. S. 33, Anm. 1). Es begegnen ihm deshalb zuweilen sogar grobe Fehler, — da, z. B., wo er „das religiöse Moment bei Ficino“ durch „Zurücklenken zur Scholastik“ erklärt (S. 25). Im zweiten Kapitel („Die Frömmigkeit der *devotio moderna* und ihr Verhältnis zum niederländischen Humanismus“) gibt M. zwar auch keine „Geschichte“, sondern eine allgemeine Charakteristik; da aber die „*devotio moderna*“ eine viel weniger komplizierte historische Erscheinung als der italienische Humanismus war, und da der Verf. die Quellen und auch die Fachliteratur hier gut kannte, so kommt er auch zu richtigeren Ergebnissen. Zum Schlusse dieses Abschnittes stellt M. dann die positive These auf, daß das Christliche bei Erasmus auf den allgemeinen Einfluß der *devotio moderna* zuzuführen sei (S. 174). Zum größten Lobe des Verf. sei gesagt, daß diese apriorische Behauptung keinen nachträglichen Einfluß auf Teil II seiner Arbeit hat, die nun erst in ausführlicher und quellentreuer Weise „die Anfänge des Erasmus“ betrachtet. In drei Kapiteln verfolgt der Verf. das Leben des jungen Erasmus bis zu seiner Abreise aus Paris nach England. Gerade während seiner jungen Jahre, im Kloster Steyn, im Dienste des Bischofs von Cambrai, in Colloge Mont-Aigu hätte man den Einfluß der *devotio moderna* oder der Scholastik zu erwarten. Mit Recht weist aber M. darauf hin, daß die Interessen des jungen E. humanistische waren und mit der Zeit immer intensiver humanistisch wurden (S. 235 ff. 282 ff.). Nicht die Theologie, nicht die Sorge um das Seelenheil beschäftigten den jungen E. besonders, sondern die „Literatur“. Mit vollem Recht bestreitet M. (S. 319—320) den Einfluß der „*via antiqua*“ auf Erasmus, den Hermelin k („Die theologische Fakultät in Tübingen“, 1906) zu beweisen gesucht hat. M.

führt hier dieselben Argumente dagegen an, die auch ich 1913 dagegen verwendete (*Zurnal Minist. narodn. prosv.*, St. Petersburg). Welche Einflüsse aber aus dem jungen Erasmus den zukünftigen religiösen Denker machten, dieses von M. am Anfang seiner Arbeit gestellte Problem (S. 9) bleibt tatsächlich in seinem Buche ungelöst.

Wir fügen hier die letzte große englische Erasmus-Biographie an, die von Preserved Smith, *Erasmus. A study of his life, ideals and place in history* (Harper and broth., publishers. New York and London, 1923, 479 p.), die bisher in Deutschland wenig Beachtung gefunden hat (doch vgl. Th. Litzg. 1925, S. 327 ff.). Die Theologie des Erasmus, die zwischen Katholizismus und Protestantismus stehen blieb oder, von anderem Standpunkte betrachtet, die wesentlichsten Grundzüge der beiden in sich aufnahm, hat dieser ihrer Eigenart entsprechend besondere Sympathien in England der High Church und in Amerika gefunden. Gerade die Engländer Allen (*Opus Epistolarum Des. Erasmi Roterodami*. 4 Bde., 1906 ff.) und Nichols (*The Epistles of Erasmus*. 3 Bde., 1901—19) haben bis in die neueste Zeit das meiste zur Kenntnis E.s beigetragen, ersterer durch seine treffliche Briefausgabe, der andere durch die Übertragung der Briefe und durch die zahlreichen Anmerkungen dazu. Aber gerade die Briefausgaben haben allen nachfolgenden E.-Studien ein besonderes Gepräge gegeben: sie stützen sich meistens auf jene Briefausgaben und nur in zweiter und dritter Linie auf die übrigen Schriften des E. und seiner Zeitgenossen. So, ausschließlich auf Allen, sind die Aufsätze A. Renaudets gegründet, die in der „*Revue histor.*“ seit 1912 von Zeit zu Zeit erschienen. Auf Allen und Nichols stützt sich zwar auch die oben genannte neueste Biographie. Aber der Verf. benutzt auch zahlreiche andere Quellen, vor allem das, was Erasmus selbst geschrieben hat. Am wenigsten scheint mir der Verf. Fachmann für die Geschichte des italienischen Humanismus zu sein. Da gilt von ihm Ähnliches wie von Mestwerdt. Unter Benutzung der Erasmus-Fachliteratur (*Bibliography*, S. 461—466) und der zahlreichen Quellen formt der Verf. nun sein Bild des Erasmus, in dem uns freilich manches zu kurz behandelt zu sein scheint, darunter auch die Frage: Welche Einflüsse bedingten die religiösen Anschauungen des E.? War es die „*devotio moderna*“ (Mestwerdt), die „*via antiqua*“ (Hermelink), waren es die englischen Humanisten More und Colet (Seeböhm) oder doch der italienische Humanismus, was E. zum Schreiben seiner ersten wesentlich religiösen Schriften drängte? Diese für die ganze Seelengeschichte des Erasmus wichtigste Frage scheint mir zu einfach von dem Verf. beantwortet zu sein: „Das Leben war es, was durch das Beispiel Jesu und durch die Bergpredigt lehrte. Hier und nicht bei Plato oder bei Pico, auch nicht im Ap. Paulus hat der Humanist (d. h. Erasmus) seine sicherste Inspiration gefunden“ (S. 54)! Auch die Frage der feindlichen Beziehungen zwischen der Renaissance und der Reformation ist auf eine „amerikanische“ Weise durch folgende Parallele zu leicht erklärt: „Eine Firma, die mit Schuhen handelt, kann nicht mit einer anderen Firma, die die Automobile herstellt, konkurrieren. Die beiden (d. h. die Renaissance und die Reformation) gerieten in Streit, weil sie zu nahe zueinander standen“ (S. 322)! Die historische Analyse scheint uns daher bei dem Verf. etwas schwächer zu sein, als die Erzählung der Tatsachen und als die Übertragung des Inhaltes der verschiedenen Quellen. Die meisten dieser letztgenannten Schilderungen sind trefflich. Als Gesamtdarstellung ist die Arbeit von Smith doch die beste von den neuesten E.-Biographien.

J. Pusino, Berlin.

Predigten D. Martin Luthers auf Grund von Nachschriften Georg Rörers und Anton Lauterbachs, bearbeitet von Georg Buchwald. Erster Band. Vom 11. Oktober 1528 bis zum 3. April 1530. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1925, 671 S. — B. hat versucht, uns für einen engeren Zeitraum Luthers Predigten (genauer: einen Teil der von L. gehaltenen Predigten) so zu bieten, wie sie auf der Kanzel gehalten sind. Die von L. selbst herausgegebenen sind bearbeitet; die von anderen auf Grund von Nachschriften herausgegebenen sind größtenteils sehr

ungenau, ja willkürlich gestaltet. Am treuesten sind Rörers Nachschriften; aber auch sie geben nicht Wort für Wort, ersetzen den deutschen in sehr großem Maß durch den lateinischen Ausdruck und haben Lücken. Nun bietet sich für eine große Zahl Predigten zwischen Mai 1528 und April 1529 die Möglichkeit, dem Wortlaut der gehaltenen Predigt genauer nachzugehen, weil dafür neben Nachschriften Rörers solche von Anton Lauterbach zur Verfügung stehen, außerdem für viele auch noch eine sie verarbeitende lateinische Postille. Auf Grund dieser Nachschriften hat B. L.s echte Predigt wieder hergestellt, soweit das überhaupt möglich war. Lücken bleiben; und vielleicht wird man noch etwas stärker, als L. tut, hervorheben müssen, daß ein gewisser Abstand unvermeidlich bleibt. B.s mühsame Arbeit dient nun erfreulicherweise keineswegs nur der historischen Genauigkeit; vielmehr gewinnen wir durch sie ein Bild der Predigt L.s, das „von dem bisherigen Bilde vielfach abweicht und nach mancher Seite hin etwas Neues bringt“. B. zeichnet in einer ausführlichen Einleitung die Züge dieses Bildes; sie gehört zum Wertvollsten, was über L.s Predigtweise geschrieben ist. Besonders bemerkenswert ist die Art, wie L. in der Predigt — keineswegs selten — von sich selbst gesprochen hat, über seine inneren Erlebnisse wie über manches in seinem äußeren Leben, so einmal über seine Armut. Höchst interessant ist ferner, daß B. (nach Lauterbach) alles drucken konnte, was L. auf der Kanzel gesagt hat, also auch die mancherlei Abkündigungen. Das kirchliche Leben mit seinen Bedürfnissen und Nöten, dazu Bitten, Raten, Mahnen, Schelten des Pfarrers wird uns hier deutlich. Eine ganz ausgezeichnete Quelle für die anschauliche Erkenntnis des Verhältnisses von Pfarrer (L. vertrat damals Bugenhagen) und Gemeinde in jener bewegten Zeit! Daß unter den wiederhergestellten Predigten die über den Katechismus vom November/Dezember 1528, über die Sakramente vom März 1529 sind, ist besonders zu begrüßen; auch Reihenpredigten finden sich. Der vorliegende erste Band gibt 94 Predigten; er schließt mit dem 30. April 1530 ab. Eine Übersicht über L.s Predigtstätigkeit mit Angabe der vorhandenen Nachschriften, Text, Datum für die Zeit, die dieser Band umfaßt, ist vorausgeschickt. Sie ist für sich allein ein Stück, das Beachtung fordert. Man denke: L. hat im November 1528 13 mal, Dezember 1528 23 mal, im April 1529 25 mal gepredigt. — Einigermassen befremdlich ist, daß B. nicht wenigstens in Kürze das Verhältnis dieser Bearbeitung zu derjenigen der Weimarer Lutherausgabe, die doch auch allermeist von ihm herührt, beschrieben hat. Seine mit Lauterbach bezeichnete Quelle ist identisch mit der im Vermerk zu Bd. 27 der W.A. geschilderten Nürnberger Handschrift; die dort mit G. Koffmanes Worten gegebene Charakteristik hat B. hier teilweise übernommen, indem er sie in Anführungsstriche setzte; er überließ dabei dem Leser, zu ergründen, woher sie stammt. Im übrigen zeigt gerade die Vergleichung mit W.A. aufs allerdeutlichste den hohen Wert dieser Veröffentlichung. Dort stehen die Handschriften nebeneinander; hier ist ein lebensvolles Ganzes gegeben. Was für ein Unterschied zwischen einer Predigt in Rörers Nachschrift und einer nach B.s Rekonstruktion! B.s Arbeit ist neben der philologisch genauen W.A. höchst, allerhöchst dankenswert.

M. Schian, Breslau.

Es ist ein verdienstliches Unternehmen des durch die politische Umwälzung geschaffenen thüringischen Archivs, Urkunden zur Geschichte Thüringens herauszugeben. Uns interessiert hier das 4. Heft aus den Veröffentlichungen des thüringischen Staats-Archivs Greiz, eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Schneider. Heft 4: Ausgewählte Urkunden zur Geschichte von Altenburg, Rudolstadt 1925, das unter anderen Urkunden als Nr. 6 einen Brief Luthers an den Kurfürsten Johann von Sachsen (Beantragung einer Kirchenvisitation und Fürbitte für Karlstadt, daß er in Kemberg wohnen dürfe, vom 22. November 1526), und als Nr. 7 das Begleitschreiben des Königs Christian von Dänemark zu einer Gabe von fünfzig Talern an Luthers Witwe (Koldingen 29. Dezember) enthält. Diese Urkunden sind wie alle anderen als Faksimiledrucke ausgeführt, die sehr gut gelungen sind. Der Brief Luthers an Kurfürst Johann ist seinerzeit schon in der Erlanger Ausgabe Bd. 53, S. 386 ff. veröffentlicht und

vorher bei de Wette III, S. 135. Burkhardt, Luthers Briefwechsel, S. 112, druckt ihn noch einmal ab und sagt dazu: Das Original gehörte dem S. Ernst Gesamt-Archive, ist aber nach Altenburg verschleppt, und hier befindet sich nur noch die Adresse des Briefes; in Altenburg ist es nicht mehr zu finden, — eine Notiz, die Enders V, S. 407 übernommen hat. Schneider hat aber tatsächlich das Original im Altenburger Archiv wieder gefunden. Es befindet sich in einer Mappe, wie sie im Altenburger Archiv für Urkunden gebräuchlich sind, und als Eigentum dieses Archivs gekennzeichnet. Wie der Besitzwechsel, von dem Burkhardt spricht, vor sich gegangen, läßt sich noch nicht aufklären.

Hans Becker, Berlin-Friedenau

Günther Holstein, Luther und die deutsche Staatsidee. (In: Zeitwende. Jahrg. 1, Heft 3, S. 281—92). — Gott steht hinter dem Staat, den er als sittliche Ordnung des natürlichen Lebens geschaffen hat. Der Christ muß sich in seinen Dienst stellen. Es fehlt der Staatsanschauung Luthers jede intellektualistische Wurzel und jedes rationale Interesse. H. verfolgt die Geschichte dieses Staatsgedankens und erörtert seinen Wert für die Gegenwart. Leube (LZbl)

In der von den Nürnberger Kämpfen der Jahre 1524—1528 ausgehenden Schrift von A. P. Evans, *An Episode in the Struggle for religious Freedom. The Sectaries of Nuremberg 1524—1528* (New-York, Columbia Univ. Press., 1924. XI, 235 S.), ist dem Verfasser nicht die Schilderung der Nürnberger Spiritualisten und Anabaptisten und deren Geschick die Hauptsache; dafür hat er vor allem Koldes Aufsatz in BBKG 1902 und Rufus M. Jones „*Spiritual Reformers in the 16. and 17. Centuries*“ (London 1919), die eben auch in deutscher Übersetzung von E. C. Werthenau („*Geistige Reformatoren*“, Berlin-Biesdorf, Quäkerverlag, 1925) erschienen sind, aber auch Ludwig Kellers Denck-Monographie als grundlegende Vorarbeiten benutzt und mit Rücksicht auf das dort schon Gegebene sogar auf die erst geplante eingehendere Durchforschung des Nürnberger archivalischen Materials verzichtet. Die Hauptsache ist für E. die Frage der Toleranz im Zeitalter der Reformation, die er an dem Nürnberger Beispiel, aber darüber hinaus an der Straßburger und Thüringischen, auch der Schweizerischen und sonstigen Täufergeschichte beleuchtet, — leider ohne die Fragestellungen Walter Sohms („*Territorium und Reformation*“, 1915; vgl. ZKG. 36, S. 590f.) zu kennen und mit deren Hilfe Problematik und Tragik des werdenden protestantischen Konfessionsstaates in ihrer Tiefe zu erfassen. Darunter leiden dann vor allem seine beiden Kapitel über Luther, dessen Stellung zu den Dissenters einerseits, zum landesherrlichen Kirchenregiment anderseits; er verkennt, daß in diesem eine vor Luther vorhandene Bewegung zum Siege gelangte und über Luthers Kirchbauiden hinauswuchs, sodaß man schlechterdings nicht alle Schuld an Intoleranz und Verfolgung auf Luther häufen kann. Hier zeichnet E. leider ein schiefes Bild, wie es am gehässigsten und ungemehmtesten in den letzten Jahren von Ldw. von Gerdtehl („*Die Revolutionierung der Kirchen*“, 1922) gezeichnet worden ist. Nicht als ob E. so weit ginge; aber seine Beurteilung liegt auf derselben Linie, und dies trotz der im Übrigen so viel gründlicheren Studien, die schon sein Literaturverzeichnis (S. 202—230) verrät, und die ihn auch zu gelegentlichen wertvollen Feststellungen (wie S. 179ff. in der Frage des bei Enders VII, S. 211 bzw. VI, S. 298ff. gedruckten Lutherbriefes an Link vom 14. Juli 1528) befähigt haben.

Zscharnack

Johannes Bolte, Zwei satirische Gedichte von Sebastian Franck (In: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Philos.-Histor. Klasse. 1925, S. 89—114) — 1. Sankt Pfennings Lobgesang (1537); — 2. Die Gelehrten, die Verkehrten (1531).

Jakob Zollinger, Der Übergang Zürichs zur neuhochdeutschen Schriftsprache unter Führung der Zürcher Bibel. Zürcher Diss., 1920. — Adolf Fluri, Luthers Übersetzung des Neuen Testaments

und ihre Nachdrucke in Basel und Zürich 1522—1531 (Schweiz. Evangel. Schulblatt, 57. Jahrg., 1922, S. 273 ff. 282 ff. 292 ff. 301 ff. 313 ff. 324 ff. 331 ff. 339 ff.). — Joh. Conrad Gasser, Vierhundert Jahre Zwingli-Bibel. Bibelverlag der Evangelischen Gesellschaft, Zürich 1924. — Wilhelm Hadorn, Die deutsche Bibel in der Schweiz (= 39. Bändchen der Sammlung: Die Schweiz im deutschen Geistesleben). H. Haessel, Leipzig, 1925. — 1876 gab der Antistes der Schaffhauser Kirche, J. J. Mezger, seine für die damalige Zeit erschöpfende „Geschichte der Deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformierten Kirche von der Reformation bis zur Gegenwart“ heraus. Im Laufe der Jahre sind allerhand Nachträge dazu geliefert worden, darunter nicht zuletzt die Basel und Zürich betreffenden Teile der Bibliographie in W. A., Deutsche Bibel, 2. Bd., 1909, S. 209 ff. (während Mezger z. B. nur 12 Baseler Nachdrucke des Lutherschen N.T. kannte, sind in W. A. deren 16 aufgeführt). In mancher Beziehung führen nun auch die oben genannten Schriften das Thema der deutschen Bibelübersetzungen in der Schweiz weiter. — Zollinger ist zunächst von der rein philologischen Frage ausgegangen: in welcher Weise hat sich der in die Zeit zwischen 1600—1800 fallende Übergang der zürcherischen Schriftsprache (gemeint ist nicht die Zürcher Drucksprache, sondern die eigentliche Schriftsprache, d. h. die Kanzleisprache auf der einen und „die Schriftsprache“, wie sie außerhalb der Kanzlei von allen Nichtbeamten geschrieben wurde“, auf der anderen Seite) zum Neuhochdeutschen vollzogen? Dabei hat sich herausgestellt, daß dieser Übergang deutlich in zwei Phasen vor sich gegangen ist: „die erste Phase (1670—1755) bedeutet die Preisgabe alles Schweizerischen nach Laut und Form, es ist der Schritt vom Schweizerdeutschen zur nächstgrößeren schriftsprachlichen Einheit, dem Oberdeutschen; die zweite Periode, von 1755 an, bringt den Schritt von der noch stark oberdeutsch gefärbten zur allgemeinen neuhochdeutschen Schriftsprache“. Das kirchenhistorisch Interessante daran ist aber nun, daß als Ausgangspunkte dieser beiden Bewegungen je die Ausgabe einer neu revidierten Zürcher Bibel zu gelten hat: die mit 1670 einsetzende Bewegung wird ausgelöst durch die von dem Dichter und Opitzschüler Johann Wilhelm Simler redigierte Ausgabe von 1667 (Mezger, S. 230 ff.), die Bewegung von 1755 durch die Bibel Johann Caspar Ulrichs (Mezger, S. 258 ff.). — Aus den minutiösen, aber gerade deswegen „bedeutsamen, geradezu bahnbrechenden“ (W. Köhler) Aufsätzen von Fluri sei nur zweierlei hervorgehoben: 1. daß die drei Zürcher Drucke des N.T. aus dem Jahre 1524 einer Basler Vorlage nachgedruckt sind; Beweis ist der Druckfehler „Bethsemane“ in Matth. 26, 36; ihn haben die drei Zürcher Ausgaben mit drei Ausgaben Adam Petris gemein (Fluri, S. 313 ff.); 2. daß die sprachlichen Änderungen, die sich in den Froschauer Ausgaben von 1524 finden, eher auf Zwingli selbst als, wie man bisher angenommen hatte, auf Leo Jud zurückgehen: „Die häufige Anwendung von Synonymen beim Übersetzen lernten wir bereits als eine Eigenart Zwinglis kennen; deshalb halten wir ihn für den eigentlichen Redaktor des Froschauerischen Textes“ (Fluri, S. 325). — Gasser will nicht wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern „lediglich eine allgemein verständliche Würdigung in großen Umrissen“ bieten. Trotzdem darf sich auch der Historiker über seine Gabe recht freuen; denn nicht nur gibt sie einen zusammenhängenden Überblick über die Geschichte der Zürcherbibel bis zur Gegenwart und gewährt schließlich noch einen wertvollen Einblick in die nun eben vor ihrem Abschluß stehende neueste Revisionsarbeit; sondern sie bringt doch auch allerhand eigene Forschungsergebnisse bei: so glaubt Gasser „als Ergebnis sorgfältiger Nachforschungen und vergleichender Prüfungen“ feststellen zu dürfen, „daß der ältere Froschauer († 1564) mindestens 30 verschiedene Ausgaben der ganzen Heiligen Schrift veranstaltet“ hat; oder er hat eine bisher gänzlich unbekannte Froschauer Ausgabe des N.T. von 1528 in Kleinoktav nachweisen können; sie enthält ein Register zur ganzen Bibel, und so ist es nicht unmöglich, „daß eine vollständige Bibelausgabe mit dem schönen Druck dieses Oktavformates bestanden haben möchte“ — neben der Folioausgabe von 1524 bis 1529 und der Sedezausgabe von 1527—1529. Auch sonst finden sich aller-

hand Verbesserungen und Ergänzungen zu Mezger. — Hadorn kann dem Zweck der Sammlung, in der seine Schrift erschienen ist, entsprechend keine gelehrten Untersuchungen anstellen; es ist ihm vielmehr darum zu tun, auf Grund der bisherigen Forschungsergebnisse „die großen Linien der Entwicklung und die Zusammenhänge zu erfassen und aufzuzeigen“. Am meisten Eigenes bietet er bei der Darstellung des 19. Jahrhunderts; ich erwähne die kräftige Herausarbeitung der Schattenseiten, die „die Internationalisierung der Bibelverbreitung unter englischer Vorherrschaft“ in sich barg, den durch die Basler Bibelgesellschaft bewirkten Sieg der Lutherbibel in der Schweiz (1848 ist die letzte Piskatorbibel in Bern herausgekommen), die Versuche, eine gemeinsame Schweizerbibel zu schaffen, die privaten Versuche einer neuen Bibelübersetzung (Glarnerbibel, de Wette, die Miniaturbibel von Schlachter, eine schweizerische Bibelübersetzung katholischer Provenienz aus dem Jahre 1911). So darf, wer sich für die neueste Geschichte der Bibel interessiert, an der Schrift Hadorns nicht vorbeigehen; aber auch für die ältere Zeit bietet sie manche Ergänzungen zur bisherigen Forschung, notiert auch treulich die einschlägige Literatur.

Ernst Staehelin, Basel.

Hans von Schubert, Die Reichsstadt Nürnberg und die Reformation. (In: „Zeitwende“, Jahrg. 1, Heft 6, S. 577—594.). — In Nürnberg ist nicht nur der Grund zur bayerischen evangelisch lutherischen Landeskirche gelegt worden, sondern an der Geschichte des Gesamtprotestantismus hat Nürnberg hervorragenden Anteil.

Karl Braun, Nürnberg und die Versuche zur Wiederherstellung der alten Kirche im Zeitalter der Gegenreformation (1555 bis 1648) (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, herausgegeben vom Verein für bayerische Kirchengeschichte unter verantwortlicher Schriftleitung von Hermann Clauß und Karl Schornbaum, Bd. I). Nürnberg 1925, im Selbstverlag des Vereins für bayerische Kirchengeschichte, in Kommission bei Lorenz Spindler, Burgstraße 6. XI, 133 S. 2 M. — Im Rahmen der Geschichte Nürnbergs zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem Westfälischen Frieden spiegelt sich der große konfessionelle Kampf draußen im Reiche wieder. Zunächst ein weiteres Erstarken des Protestantismus: der Rat trat den damals noch schüchternen Rekatholisierungsbestrebungen energisch entgegen und riß die letzten Reste des Katholizismus, einige Frauenklöster, deren Erwerb schon vorher eingeleitet worden war, vollends an sich. Der bambergische Fürstbischof Neithard von Thüngen (1591—1598) begann einen ersten Gegenangriff. Nach kurzem Frieden während der Regierung des toleranten Philipp von Gebsattel (1598—1609) lebte der konfessionelle Kampf wieder auf; Nürnberg mußte sich damals auf Proteste und Prozesse vor dem Reichskammergericht beschränken und wurde mehr und mehr in die Defensive gedrängt. Nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges setzte eine allgemeine Offensive der katholischen Nachbarn gegen die Reichsstadt ein; nach dem Restitutionsedikt von 1629 drohte eine völlige Niederlage des Protestantismus in Nürnberg; da erschien ihm in Gustav Adolf der Retter. Die tüchtige Arbeit baut sich auf den einschlägigen Akten des Nürnberger Staatsarchivs auf.

O. Clemen, Zwickau i. S.

Kurt Dietrich Schmidt, Studien zur Geschichte des Konzils von Trient. II, 220 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1925. — Die Arbeit beschäftigt sich ausschließlich mit der ersten Periode des Tridentinums bis zu dessen Verlegung nach Bologna und behandelt aus diesem Konzilsabschnitt zwei Themen, nämlich erstens den erfolgreichen Widerstand der Legaten gegen die konziliaren und episkopalistischen Bestrebungen und zweitens die Verhandlungen des Konzils über die Quellen der Kirchenlehre. Beiden Untersuchungen sind, abgesehen von der gegebenen Quellengrundlage, nämlich der großen Publikation des Concilium Tridentinum, verschiedene Gesichtspunkte gemeinsam: das Bemühen, die behandelten Kontroversen genetisch durch Zurückgehen auf ihre ersten Ursachen und

ihre Entwicklung bis zum Tridentinum zu erklären, der Nachdruck auf die von Schmidt immer wieder betonte Geschicklichkeit der Konzilslegaten, die Überzeugung, daß letztere von kurial-politischen Beweggründen, nicht aber von systematisch-theologischen Betrachtungen ausgingen. Wie man sieht, dienen solche Gesichtspunkte zu einer lehrreichen Ergänzung unserer seit Sarpi und Pallavicini gewohnten und in der bisherigen Konzilsliteratur fast ausschließlich berücksichtigten Forschungsmotive. Namentlich tritt erst so der häufige Gegensatz zwischen dem Kardinallegaten Farnese, welcher damals die päpstliche Politik leitete, und den Konzilslegaten sowie die Tatsache hervor, daß letztere infolge ihrer geistigen Überlegenheit, ihrer geschickten Menschenbehandlung und ihrer umfassenderen Sach- und Personalkenntnisse die kurialistischen Interessen viel wirksamer und zielbewußter vertraten als der römische Stuhl selbst. Freilich verdankten sie ihre großen taktischen Erfolge nur teilweise ihren persönlichen Eigenschaften; Schmidt hätte vielleicht noch schärfer, als es geschehen, den günstigen Resonanzboden für ihre Diplomatie, nämlich die geringe Beteiligung der außeritalienischen Bischöfe, hervorheben können, welche bei stärkerer Vertretung zweifellos der zwar konsequenten, aber infolge ihrer Isolierung ohnmächtigen Opposition Martellis und anderer unabhängig gesinnter Konzilsteilnehmer einen ganz anderen Nachdruck verliehen und jedenfalls auch in viel höherem Maße selbständige Ansprüche aus ihren Landesbedürfnissen heraus erhoben hätten, als dies von den wenigen, unter sich noch dazu vielfach uneinigten Fremden geschah. Wie dem aber auch sei, unzweifelhaft muß Sarpi's berühmtes Schlagwort, daß der heilige Geist zweimal wöchentlich im Felleisen von Rom nach Trient gekommen sei, dahin berichtet werden, daß die einschneidendsten kurialistischen Maßregeln wenigstens während der ersten Konzilsperiode nicht in Rom, sondern in den Legatenkreisen ihren Ursprung hatten. Das gilt sogar von dem äußerlich markantesten Ereignis dieser Art, von der Übersiedlung nach Bologna. Schmidt zeigt, daß Paul III. daran nicht beteiligt war, die Legaten aber einen von ihnen lange gehegten Plan, allerdings ohne Vorbereitungen, unter rascher, kluger Benutzung einer gebotenen Gelegenheit ausführten. Weit wichtiger waren zwei andere Ergebnisse der Legaten-taktik. Im Streben, einerseits schnell zum Schlusse zu kommen, andererseits Gegenstände zu vermeiden, welche zu grundsätzlichen Erörterungen über Papst- und Bischofsgewalt oder über Papsttum und Konzil herausforderten, schalteten sie bedeutende Fragen aus den Konzilsberatungen aus. So fiel keine Entscheidung darüber, was unter der Kirche zu verstehen sei, und damit schwebten verschiedene Beschlüsse, z. B. über die Schriftauslegung durch die Kirche, in der Luft. Zweitens lenkten die Legaten den Reformeifer des Konzils, mit dem sie doch nun einmal rechnen mußten, auf grundsätzlich minder wichtige, aber zeitraubende Beratungsgegenstände ab, wodurch sie noch den weiteren Vorteil erzielten, der Kurie eine längere Frist für eine Reform der römischen Zustände zu erstreiten. Daß es trotzdem nicht an gefährlichen Reibungsflächen von schwerwiegender Tragweite gebrach, zeigen die langwierigen und zeitweise aufregenden Verhandlungen über die Residenzpflicht der Bischöfe und die Hindernisse ihrer ersprißlichen Diözesanverwaltung. Sie gewähren uns übrigens manchen allgemein geschichtlich interessanten Einblick in die damaligen italienischen Kirchenzustände. Wenn indes Schmidt aus dem Gesamtverhalten der Legaten zu schließen scheint, „daß ihnen tieferes Verständnis für die Besserungsbedürftigkeit der Kirche fehlte“ und sie lediglich auf das Reformbedürfnis des Konzils Rücksicht übten, so halte ich diese Folgerung aus ihren gleichzeitigen Korrespondenzen für zu weitgehend, mindestens nicht für zwingend. Briefe, welche aus laufenden Verhandlungen entspringen, brauchen nichts über die prinzipielle Gesinnung des Schreibers zu vertragen, sondern nur, insoweit dieselbe sich im gegebenen Arbeitsfeld zu betätigen vermag. Es wäre also immer noch denkbar, daß die Legaten, welche unter den schwierigen und ungeklärten Verhältnissen der ersten Konzilsperiode die Klippen zu umgehen suchten und deshalb aus Zweckmäßigkeitsgründen das Reformprogramm des Tridentinums einengten, keineswegs aus einer inneren Lebensanschauung handelten, die sie ihrer ganzen Natur nach auch unter anderen Vor-

aussetzungen bekundet hätten. Das führt mich auf einen gewissen Mangel der Sch. schen Arbeit. Wenn dieselbe derart die Konzilslegaten in den Vordergrund stellte, mußte sie die letzteren auch außerhalb ihrer Trienter Jahre zu erfassen suchen und sich die Persönlichkeiten Montes und Cervino vergegenwärtigen, mit anderen Worten ein biographisches Gegenstück zu den weiten Rückblicken auf die geschichtliche Entwicklung der sachlichen Probleme liefern. Da hätte sich auch Gelegenheit geboten, sich mit den abweichenden Ansichten anderer Gelehrter über die Legaten auseinanderzusetzen. Bekanntlich hat schon Ranke in seinen Päpsten über Cervino ganz anders geurteilt und dessen frühen Tod gerade im Interesse der Reform bedauert. Pastor hat dieses Urteil noch unterstrichen und auch Monte während seines Pontifikats ehrliche Reformwünsche zugeschrieben. Daß Schmidt nicht grundsätzlich Reformeifer und Kurialpolitik als unvereinbar betrachtet, zeigen seine Ausführungen über Paul III., dessen Reformbestrebungen er übereinstimmend mit der herrschenden katholischen Meinung als ehrlich gemeint ansieht, nicht bloß für ein Scheinmanöver hält. Aber ein klares Bild, wie sich Sch. zu Rankes und von Pastors Auffassung über Monte und Cervino stellt, bekommen wir nicht. Gustav Wolf, Freiburg i. B.

Urkunden, Akten, Briefe und chronikalische Aufzeichnungen zur Geschichte der Thüringischen Ordensprovinz 1521—1600 (Obersächsische Provinz vom hl. Johannes dem Täufer). Im Auftrage des Provinzialates herausgeg. von P. Gallus Haselbeck O. F. M., Chronist der Provinz. 1. Heft. Gedruckt im Kloster Frauenberg, Fulda, 1925. IV, 95 S.¹. — Am 13. Oktober 1521 trennten sich die Kustodien Thüringen, Leipzig, Meißen, Goldberg, Breslau und Preußen von den übrigen 6 Kustodien der Sächsischen Provinz vom hl. Johannes dem Täufer und bildeten eine neue Provinz unter dem Namen Saxonia superior S. Joannis Baptistae. Das Generalkapitel von Burgos stellte sich auf den Boden der Tatsachen, indem es am 24. Mai 1523 aus den genannten Kustodien (mit Ausnahme der Kustodie Breslau und einiger Konvente der Kustodie Goldberg, die der böhmischen Franziskanerprovinz zugewiesen wurden) eine neue Provinz errichtete und sie Thuringia benannte. Zweck der mit diesem Hefte beginnenden Veröffentlichungen ist es, das gedruckte und ungedruckte Quellenmaterial zur Geschichte der Obersächsischen Provinz vom 13. Oktober 1521 bis zu ihrem Untergang — um 1590 starb der letzte Franziskaner von Erfurt — zu sammeln. Das vorliegende Heft enthält 1. Dokumente zur Gründung der Provinz, 2. Quellen zur Geschichte des Konvents Zwickau mit seinen Terminen Schneeberg und Glauchau. Nachdem der Rat und der erste evangelische Pfarrer Zwickaus Nikolaus Hausmann die Franziskanermönche schon seit einiger Zeit zurückgedrängt hatten, wurde ihnen am 11. Februar 1525 „das Kloster zugemacht“ und das Predigen verboten, am 2. Mai zogen sie ab. Das Quellenmaterial ist lückenlos und korrekt dargeboten. „Michel Rang“ S. 27 ist der Bürgermeister M. R., der das prachtvolle Holzschnitzwerk des heiligen Grabes in der Marienkirche gestiftet hat und 2. März 1520 starb (Alt-Zwickau 1921 Nr. 1). Die S. 47 erwähnte Flugschrift (Weller Nr. 2454) ist auch auf der Zwickauer Ratsschulbibliothek vorhanden (Faksimile des Titelblatts in „Die Kreisstadt Zwickau, herausgeg. vom Stadtrat“ Bd. 1 [1925], S. 38). Über Jakob Furer vgl. „Der Heimatforscher, Beilage zur Sächsischen Heimat“ Mai 1924, S. 13 ff., über Kilian: König Neues Archiv f. sächs. Gesch. 41, S. 120 ff. O. Clemen (Zwickau i. S.)

Otto Pohrt, Zur Frömmigkeitsgeschichte Livlands zu Beginn der Reformationszeit (= Abhandlungen des Herder-Instituts zu Riga 1. Bd. Nr. 4). Riga, G. Löffler, 1925. 37 S. — Sehr glücklich wird hier kurz und an-

1) Der Herr Verfasser teilte mir mit, daß die Hefte vorläufig nicht verkauft würden. „Erst wenn das Gesamtgebiet durchforscht und die Veröffentlichung abgeschlossen ist, werden ungefähr 100 Exemplare den öffentlichen Bibliotheken um ein Billiges angeboten werden.“

schaulich durch Gegenüberstellung einiger Schrift- und Bilddenkmäler aus dem ausgehenden Mittelalter (das Revaler Mühlenlied, Rigaer Marienbildwerke, der Revaler Totentanz) und einiger der 24 Thesen, die Andreas Knopken für eine Disputation mit den Altgläubigen am 12. Juni 1522 auf Grund seiner Römerbriefvorträge aufgestellt hat, der Gegensatz zwischen mittelalterlich-katholischer und reformatorischer Frömmigkeit, die Überwindung des Kultisch-Dinglich-Magischen durch eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, aufgedeckt. Die Textdarbietungen und Bildbeschreibungen sowie die geschichtliche Einordnung und Deutung dieser Denkmäler sind ausgezeichnet.

O. Clemen, Zwickau i. S.

The Statutes governing the Cathedral Church of Winchester, given by King Charles I. Edited by Arthur Worthington Goodman, B. D., Hon. Canon and Assistant Librarian of the Cathedral, sometime Scholar of Christ's College, Cambridge and William Holden Hutton, D. D., Dean of Winchester, Hon. Fellow of S. John's College, Oxford, Hon. D. C. L. Durham, A Chaplain of the order of S. John of Jerusalem. Oxford, at the Clarendon Press, 1925. XV, 131 S., 2 Tafeln. 4^o. — Hier werden die Statuten der Kathedrale von Winchester aus der Handschrift des dortigen Archivs mit dem Begleitschreiben Karls I. vom Jahre 1639 im lateinischen Text und in englischer Übersetzung wiedergegeben; beides ist, soweit ich es nachprüfen konnte, sorgfältig; nur hätten Bibelzitate nachgewiesen werden sollen. Erklärende Anmerkungen sind sparsam gegeben. In der Einleitung wird ausgeführt, wie sich diese Statuten anschließen an die die Neuordnung der Domkapitel begründenden Statuten Heinrichs VIII. von 1541 und die Veränderungen und Verbesserungen aufweisen, wie sie namentlich auf Laud zurückgehen. Im Anhang wird Heinrichs VIII. Gründungsurkunde vom 28. März 1541 nach dem Original (in dem Archiv der Winchester-Kathedrale) wiedergegeben. Im zweiten Anhang folgen Auszüge aus Dean Young's Tagebuch aus den Jahren 1636, 1637, 1638; im dritten Anhang wird nachgewiesen, daß ein Teil der (mittelalterlichen) bischöflichen Rechte auf den Dekan übergegangen sind; der vierte Anhang legt dar, welchen Raum die Predigt einnimmt, und wer jetzt predigt; die Liste der Dekane von Winchester von 1541—1919 bringt der fünfte Anhang. Ein sechster Anhang spricht sich sehr ausführlich aus über die Notwendigkeit und den Nutzen der Erhaltung der großen Kathedralen, wobei besonderes Gewicht auf die Pflege der Kirchenmusik gelegt wird. Es geht aus den Ausführungen hervor, daß selbst in dem reichen England die Erhaltung des Erbes aus dem Mittelalter Schwierigkeiten macht. Die Publikation ist sehr vornehm ausgestattet. Beigegeben sind zwei Lichtdrucke, der eine gibt den Anfang des Schreibens Karls I., der andere das Titelblatt der Handschrift der Statuten wieder.

G. Ficker, Kiel.

„Reformacya w Polsce.“ Jahrg. III, Nr. 11/12 (1924), herausgegeben von Stanislaus Kot. Warschau, 1925. — Kasimir Dobrowolski berichtet über „Die ersten religiösen Sekten in Polen“. Geißler, Waldenser, Brüder des freien Geistes, Beginen und Begharden haben in den deutschen Kreisen, besonders Schlesiens, Eingang gefunden, während die Polen erst vom Husitismus angezogen wurden. Eine erstaunliche Belesenheit, vor allem in der einschlägigen deutschen Literatur, kennzeichnet diese Studie, die eine Lücke ausfüllt. — Stanislaus Bodniak beurteilt den bekannten Historiker, Krakauer Domherrn und königl. Sekretär „Martin Kromer als Verteidiger der Kirche“. In Italien hat er das Kirchenideal eines Caraffa und Loyola in sich aufgenommen; als einer der ersten hat er die Verpflanzung des Jesuitenordens nach Polen in Erwägung gezogen; auf Synoden hat er den polnischen Klerus aufgerüttelt; durch Gutachten hat er den schwankenden König Sigismund August im Katholizismus zu befestigen versucht; mit Hilfe von Flugschriften, besonders der Dialoge zwischen einem Mönch und Hofmann, die er im Unterschied von der bisherigen kirchlichen Gepflogenheit polnisch verfaßte, hat er sich bemüht, der Laienwelt die Grundzüge des römischen Katholizismus in volkstümlicher Weise nahezubringen. —

Heinrich Barycz entwirft ein sorgfältiges Lebensbild des „Johann Maczyński“, des gelehrten Verfassers des ersten großzügig angelegten lateinisch-polnischen Wörterbuches, wodurch das Polnische zum Ansehen einer klassischen Sprache erhoben werden sollte. Wie sich darin ein Wesenszug der polnischen Reformation ausprägt, so hat sich M. auch sonst ganz in den Dienst eines überkonfessionellen Protestantismus gestellt. Auf seinen Studienreisen, die ihn zweimal nach Wittenberg, Straßburg, Zürich, Padua u. a. geführt haben, knüpfte er persönliche Beziehungen mit führenden Persönlichkeiten des Luthertums und Calvinismus an. Als Sekretär Nikolaus Radziwills des Schwarzen trat er auch in Beziehungen zu Albrecht von Preußen, der sein Lebenswerk förderte. Später schloß er sich dem Arianismus bzw. dem anabaptistischen Flügel der *ecclesia minor* an. — Czesław Chowaniec untersucht „Die polnischen Ideen des aufständischen Adels 1606/7 in ihrem Verhältnis zu den Lehren der französischen Monarchomachen“ und gelangt zu dem Ergebnis, daß der Anhang Zebrzydowski, der sich gegen den Absolutismus Sigismunds III. erhoben hat, im Unterschied von der französischen Auffassung für die unbedingte konfessionelle Toleranz eingetreten sei und an Stelle der Souveränität des Volkes die Vormachtstellung des Adels gesichert wissen wollte, im übrigen sich jedoch von Frankreich habe beeinflussen lassen. — Konrad Górski bespricht einen in der Warschauer Universitätsbibliothek befindlichen „Unbekannten Druck Blandratas“, nämlich die *Antithesis Pseudochristi cum vero illo ex Maria nato*, eine Widerlegung der Lehre von der Präexistenz Christi. — Edmund Bursche erörtert ein 1582 anonym in Wilna erschienenes „Unbekanntes Gedicht über die Warschauer Konföderation“, worin zugleich gegen die Vernichtung des evangelischen Bethauses daselbst (1581) Einspruch erhoben wird. — Wladimir Budka bringt aus Krakauer Gerichtsakten „Neue Einzelheiten zur Biographie des Faustus Sozzini“ über dessen Heirat und Krakauer Aufenthalt.

Peter Skarga, *Kazania Sejmowe* (Sejmpredigten), bearbeitet von Stanislaus Kot. In: *Biblioteka narodowa*, Serie 1, Nr. 70. Krakau, Verlag der vereinigten Verleger, 1925. XCVI, 190 S. — Kots Einleitung ist von besonderem Wert für die historische Forschung. Klar und scharfsinnig kennzeichnet er die trostlosen politischen Verhältnisse in Polen während des ersten Jahrzehnts der Regierung Sigismunds III., wobei er als eine der Hauptursachen der Krise die Intoleranzbestrebungen der herrschenden Partei gegenüber den Dissidenten bezeichnet. Skargas *Sejmpredigten*, in Wirklichkeit das politische Programm des Hofes und der dem König ergebenen Senatoren in der Form von nie gehaltenen acht Predigten, stellen unter dem Eindruck des ergebnislosen Reichstages 1597 den Versuch dar, den Absolutismus der Krone auf Kosten der Adelsfreiheiten und unter der Voraussetzung der Wiederherstellung der Kircheneinheit zu errichten. Skargas *Sejmpredigten* sind bereits wiederholt herausgegeben worden, ihre Wesensart wird aber erst durch die Schilderung ihres historischen Hintergrundes, sowie durch die Zergliederung ihres Gedankenganges, die Kot bietet, richtig erfaßt.

Karl Völker, Wien.

E. Fink, *Die Drucke der capitulatio perpetua Osnabrugensis*. (In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück*. Bd. 46, S. 1—48). — Die *capitulatio perpetua* wurde zwischen dem Haus Braunschweig-Lüneburg, dem Osnabrücker Bischof und Schweden abgeschlossen, um die Schwierigkeit der Ausführung von Art. XIII des Westfälischen Friedensinstrumentes zu beheben, nach dem abwechselnd ein kath. und evang. Bischof Landesherr sein sollte. Der Vertrag von 1650 wurde ergänzt durch den Iburger Nebenreiß von 1651, er stand in Geltung bis 1802. Dem Erzbischof von Köln wurde bei der Amtsführung durch einen Protestanten das *ius circa sacra* zugesprochen. Die Ausgaben der *capitulatio* werden kritisch geprüft; der Text wird abgedruckt.

Leube, Leipzig (L.Zbl.)

Gust. Hebeisen, *Die Bedeutung der ersten Fürsten von Hohenzollern und des Kardinals Eitel Friedrich von Hohenzollern*

für die katholische Bewegung ihrer Zeit. Zur 300 jähr. Erinnerung an den 28. März und 28. April 1623, zugleich ein Beitrag zur Vorgeschichte des 30 jährigen Krieges. Druck und Verlag des Hohenzoll. Preßvereins („Zollern“), Hechingen, 1923. VII und 180 S. (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Vereins f. Gesch. und Altertumskunde in Hohenzollern Bd. 54—57). — Die Arbeit H.'s beschäftigt sich mit dem Reichskammergerichts- und späteren Reichshofratspräsidenten Grafen Johann Georg, der namentlich durch seinen Auftrag im jülich-schen Erbschaftsstreit bekannt geworden ist (1577—1623), mit dem Rate Maximilians von Baiern, dem Grafen Johann (1578—1638), und dem als Bischof von Osnabrück jung verstorbenen Grafen Eitel Friedrich (1582—1625). Den drei Hohenzollern gemeinsam ist, daß sie in streng katholischem Sinne während des ersten Viertels des 17. Jahrh. wirkten und sich weniger durch schöpferische Initiative als durch ausdauernde Hingabe und durch sorgfältige Ausführung ihrer Aufträge hervortaten. Unter den drei Männern waren bisher nur der Kardinal Eitel Friedrich wiederholt biographisch behandelt worden, namentlich von H. Forst (Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. in Hohenzollern 27, S. 116 ff.) und von Br. Albers (ebenda 31, S. 3 ff.). Aber jener hatte sich in der Hauptsache darauf beschränkt, einige ihm aufgefallene Lücken in verschiedenen Werken, die auf Eitel Friedrich zu sprechen kamen, aus seinen gesammelten Aktenauszügen zu ergänzen, und deshalb weder systematische Archivforschungen betrieben noch auch das gedruckte Quellenmaterial gründlich ausgebeutet. Und Albers war lediglich auf seine lehrreichen, indes nur gelegentlichen Funde im päpstlichen Geheimarchiv angewiesen gewesen, aus welchem er vor allen eine Reihe Breven veröffentlicht hatte. Über die beiden weltlichen Hohenzollern besaßen wir bisher überhaupt keine zusammenhängende Skizzen, sondern wir wußten bisher nur, was sich aus den allgemeinen Publikationen und Darstellungen entnehmen ließ; da sich niemand bemüht hatte, dieselben nach biographischen Gesichtspunkten durcharbeiten, war dies sehr wenig. Hebeisen fand nun im fürstlichen Archiv von Sigmaringen ein reiches Material an Briefen, vor allem eine umfassende Korrespondenz des Kardinals Eitel Friedrich und den persönlichen Nachlaß des Grafen Johann Georg, der z. B. wertvolle Aktenstücke zur Geschichte des jülich-schen Erbstreites enthält. Außerdem benutzt er nicht nur viel sorgfältiger als seine Vorgänger die „Briefe und Akten zur Geschichte des 30 jährigen Krieges“, von denen wichtige Teile überhaupt erst nach den Arbeiten von Forst und Albers erschienen waren, sondern vervollständigte das aus ihnen sich ergebende Bild durch eigene Studien im Münchner Staatsarchiv, welches natürlich manchen bedeutsamen Brief von und an den Grafen Johann, außerdem in einem großen Folioband den Schriftenwechsel zwischen Maximilian und dem Kardinal Eitel Friedrich besitzt. Dieser Stoff bot nach verschiedenen Richtungen hin Interesse; z. B. ist das Rentmeisterbuch erhalten, aus welchem sich das häusliche Leben Johann Georgs auf dem Regensburger Reichstage von 1613 erkennen läßt; ferner sind aus den Korrespondenzen Eitel Friedrichs mit Maximilian die großen Verdienste des Kardinals um die päpstlichen Geldbewilligungen für die Liga zu entnehmen. Umfang und Wert der neu erschlossenen Fundgruben hätten unter gewöhnlichen Verhältnissen eine umfassende Publikation oder wenigstens eine größere Monographie angeregt, die ebenso allgemein- wie familien- und landesgeschichtliches Interesse erweckt hätte. Aber eine solche Aufgabe verbot sich nicht nur in der heutigen Zeit, sondern sie wäre auch innerhalb der kurzen durch das Jubiläum gesteckten Frist nicht lösbar gewesen. Hebeisen mußte sich deshalb begnügen, wieder wie seine Vorgänger nur kurze Skizzen zu liefern, in denen die neuen Gesichtspunkte mehr angedeutet als breit ausgeführt werden, und anhangsweise eine Auswahl seiner Archivalien zu veröffentlichen, mit anderen Worten eine dankenswerte, aber immerhin eine Abschlagszahlung. Auch in diesem begrenzten Rahmen bot H. manches Neue, z. B. den anfänglichen Gegensatz und die spätere wechselseitige Freundschaft zwischen Kardinal Klesl und dem Grafen Johann Georg oder das mangelhaft befriedigte Bedürfnis der Hohenzollern, inmitten ihrer reichspolitischen Amtspflichten auch für die heimischen Landesinteressen zu sorgen. Hebeisens

Standpunkt ist stark apologetisch, d. h. es überwiegen sowohl in konfessioneller wie in politischer Hinsicht bei der Beurteilung der Hohenzollern die Lichtseiten. Man wird aber z. B. doch bei aller Anerkennung, daß Kardinal Eitel Friedrich sich von sittlichen Mängeln freigehalten, an dessen Pfründenanhäufung nicht vorübergehen können.

Gustav Wolf, Freiburg

Maria Kliefoth, *Gesetz und Evangelium in der altlutherischen Dogmatik*: (In: Neue Kirchliche Zeitschrift Jahrg. 36, H. 4, S. 213—44). — Die Abhandlung wendet sich gegen Troeltschs Anschauung, daß die altlutherische Lehre von Gesetz und Evangelium, wie sie Joh. Gerhard in Abhängigkeit von Melancthon bietet, ein rationales System darstelle, dem die lebendige Frömmigkeit fehlt. Ergebnis: „Die Theologie Gerhards ist nicht Spekulation, sondern orientiert an der hl. Schrift. Sie ist nur möglich bei restloser Anerkennung des großen Irrationalen, u. zw. in ihrer ganzen Schwere als Gottesfeindschaft, nicht herabgemindert zur getrüben Gotteserkenntnis, und des korrespondierenden Irrationalen, der lebendigen Offenbarung Gottes in seinem Sohn, der das neue Leben in die Welt bringt“. Die altlutherische Dogmatik hat sich auf dieser religiösen Höhe gehalten.

Leube, Leipzig (L. Ztbl.).

Emil Schieß, *Die Hexenprozesse und das Gerichtswesen im Lande Appenzell im 15. und 17. Jahrhundert*. Separatabdruck aus der Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde (mit einer Illustrationsbeilage). 208 S. Trogen, O. Küber, o. J. — Die Arbeit hat, wie schon der Titel sagt, ebenso sehr kultur- wie verfassungsgeschichtliches Interesse und zerfällt deshalb, abgesehen von der Einleitung, die wesentlich im Anschluß an Hansen die Voraussetzungen und Anfänge der schweizerischen Hexenverfolgungen schildert, in zwei voneinander stark abweichende Teile. Um nämlich einen zuverlässigen Unterbau zu gewinnen, bedurfte Sch. eines genauen Studiums der sehr verwickelten Staatseinrichtungen. An diese hier zu übergewandten Untersuchungen knüpft sich eine Schilderung der verhandelten Hexenprozesse mit Streben nach möglicher Vollständigkeit. Hierbei waren Schieß' Hauptquellen außer den Ratsprotokollen die Protokolle der Examinatoren oder Nachgänger, d. h. der Untersuchungsbeamten, die Kundschaftsbücher (Zeugenaussagen) und vor allem die „Malefizbücher“ (Hexengeständnisse), aus welchen letzteren im Anhang Auszüge veröffentlicht werden. Doch ist dieser Stoff teilweise nur lückenhaft; z. B. fehlen aus dem 17. Jahrhundert die meisten außerrhodischen Examinationsbücher und geben die innerrhodischen Protokolle über das Verfahren beim Verhör genauer Auskunft als die außerrhodischen. Manches ist beim Brande von 1560 zugrunde gegangen, manches aber wohl auch absichtlich nicht aufgezeichnet oder aus den Akten entfernt worden. Sch. war deshalb zumal für die Zeit vor 1579, wo die fortlaufenden Ratsprotokolle erst beginnen, auf Chroniken, besonders auf die leider noch nicht gedruckten meist zuverlässigen Mitteilungen des Pater Desiderius Wetter angewiesen. — Was uns Sch. im zweiten Teile seines Buches aus diesem Material mitteilt, ist meist ein trauriger Beweis menschlicher Verirrungen. Mildernd fällt nur der Umstand ins Gewicht, daß unter den angeblichen Hexereien sich nicht immer Wahnvorstellungen verbargen, sondern Handlungen, die auch nach unserem heutigen Strafrecht zu den schweren Verbrechen gehören, z. B. Giftmord usw. Abgesehen davon waren aber die Folgen des ganzen Aberglaubens vielfach verheerend. Nicht nur kam, wer der Hexerei einmal verdächtigt worden war, häufig jahrzehntelang vom Argwohn nicht mehr los, sondern letzterer haftete auch an ganzen Familien und vererbte sich nicht selten von einer hingerichteten Hexe auf deren nächste Angehörige. Glücklicherweise wurden Menschen, die auch unter der Folter kein Geständnis ablegten, meist als unschuldig oder als nicht überführbar angesehen; aber es hing bei solchen Rechtsanschauungen meist von der Nervenstärke der Angeklagten ab, ob sie das peinliche Verhör aushielten und so dem Tode entrannen. Die Blütezeit der Hexenprozesse war das 17. Jahrhundert. Ein Zeichen, daß der Glaube an Zaubereien damals noch nicht aufhörte, ist die 1674 in Basel gedruckte *Magiologia* des Pfarrers Bartholome Anhorn. Immerhin sah das 18. Jahrhundert

nur noch vereinzelte Nachzügler. — Einleitungsweise spricht Sch. die Überzeugung aus, daß eine zuverlässige Kenntnis des schweizerischen Hexenwesens sich auf parallele Forschungen in den anderen Kantonen stützen müßte. Deshalb hat er es wohl auch für verfrüht gehalten, dem Zusammenhang dieser Appenzeller Erscheinungen und Anschauungen mit denen der Nachbargebiete nachzugehen. Jedenfalls bedürfen in der angedeuteten Richtung seine Studien noch der Ergänzung.

Gustav Wolf, Freiburg i. B.

Ludwig Pfandl, Die großen spanischen Mystiker (In: Die Neueren Sprachen. Bd. 33, Heft 2, S. 104—121). — Der Renaissance-Spanier ist entweder nur Moralist (Juan de Valdés) oder nur Asketiker. Pedro de Alcántara ist gleichsam der „Pfortner zum Tempel der spanischen Mystik“. Theresa de Jesus hat das Reformwerk Pedros zur Vollendung geführt. Ihr „libro de la vida“ ist ein von ihrem Beichtvater gewünschter Bericht über ihre Gebetsweise und die von Gott empfangenen Gnaden. Johannes von Kreuz ist der Seelenfreund und Nachfolger Thereses. Er übertagt die einfache Nonne durch die Macht der Einbildungskraft und die dichterische Begabung.

Leube, Leipzig (L. Ztbl.).

Neueste Zeit

Helmut Lothar, Pietistische Streitigkeiten in Greifswald. Gütersloh, Berthelsmann, 1925. 275 S. — Es ist ein notwendiges, wenn auch mühsames und wenig dankenswertes Unternehmen, in die Niederungen pietistischer Streitigkeiten auf Grund des umfangreichen Aktenmaterials und der ausgedehnten Streitschriften-Literatur hineinzuleuchten. Das vorliegende Buch des Greifswalder kirchenhistorischen Privatdozenten zeichnet auf Grund der Greifswalder Materialien dieser Art ein klares, übrigens auch leicht lesbares Bild der dortigen Zustände bis etwa 1735 hin und versteht es, die Hauptpersönlichkeiten der vorpommerschen Landeskirche, pietistisch eingestellt wie ihre Gegner, dem Leser innerlich nahe zu bringen. Wer eigentümliche Menschen kennen lernen will, der vertiefe sich in die oft seltsamen Lebensläufe der hier geschilderten Greifswalder Theologen! Viel Persönliches mischt sich in die Streitigkeiten hinein; es ist Zank oft übelster Art. Die großen Gesichtspunkte fehlen dabei vor allem deswegen, weil es in Greifswald eigentlich keinen einzigen Vertreter des Pietismus im großen Stil gegeben hat, der mit Energie *collegia pietatis* und Konventikelversammlungen ins Leben gerufen hätte. Ein solcher hätte sich auch nicht halten können. Er wäre ohne weiteres abgesetzt worden. Nur vorsichtige, zurückhaltende Naturen, denen ihre Orthodoxie stets bescheinigt werden konnte, haben hier die neue Theologie vertreten können, die im benachbarten Preußen in der Kirche bereits längst die Herrschaft hatte. Der erste dieser vorsichtigen Pietisten war Gebhardi (seit 1685 Professor, seit 1712 zeitweise auch Generalsuperintendent), der in Berlin mit Spener befreundet worden war. Er hat zwar in seinen Druckschriften sich stärkste Zurückhaltung auferlegt, ist dagegen in seinen Vorlesungen offener für den Pietismus eingetreten (besonders nach 1712). Er war es auch, der pietistische Professoren wie den Lüneburger Rußmeyer (1719—45 Professor, seit 1741 auch Generalsuperintendent) und Balthasar (1719—63 Professor) nach Greifswald zog, die aber auch äußerst vorsichtig auftraten, obwohl Rußmeyer schon in seiner ersten Schrift Gottfried Arnold hatte rühmen können. Das Resultat ist, daß der Pietismus an Vorpommern vorübergegangen ist, und daß dort die Orthodoxie direkt von der Aufklärung abgelöst ist. Wenn nun jemand sich fände, der das Aufklärungszeitalter in Greifswald uns darstellt, mit der gleichen Sorgfalt und Klarheit, wie Lothar es mit dem Pietismus getan hat, dann wäre ein merklicher Schritt auf dem Gebiet der vorpommerschen KG. vorwärts getan.

Walter Wendland, Berlin.

Georg Hoffmann, Die griechisch-katholische Gemeinde in Breslau unter Friedrich d. Gr. Breslau, Wilh. Gottl. Korn, 1925. 107 S. — Schon im Juni 1740 hatte König Friedrich verfügt: „Alle Religionen Seindt

gleich und guht wan nuhr die leüte so sie profesiren Ehrliche leüte seindt, und wen Türken und Heiden kähmen und wolten das Land Pöpliren, so wollen wier sie Mosqueen und Kirchen bauen.“ Wie diese Worte zu Taten wurden, erkennen wir in der vorliegenden, dankenswerten Arbeit H.s. 1743 erbat und erhielten vier ungarische und siebenbürgische Kaufleute griechischen Bekenntnisses die Erlaubnis zur Niederlassung und zur Einrichtung eines Gottesdienstes in Breslau. Die junge Gemeinde fand in dem Verlagsbuchhändler Joh. Gottl. Korn einen freundlichen Förderer. Am 9. Mai 1744 wurde der erste griechisch-katholische Gottesdienst in einem Zimmer des Pokoyhofes, der großen Herberge für die osteuropäischen Handelsleute, gehalten. Da aber die vom Könige eingerichtete Messe in Breslau nicht gedeihen wollte, schwand auch die Hoffnung auf Verstärkung der griechischen Gemeinde. Der Gottesdienst scheint eine Zeitlang aufgehört zu haben, wurde aber von 1750 ab für durchreisende russische Kaufleute wieder aufgenommen und 1754 auch ein Stück von dem Friedhofe der Salvatorkirche der griechisch-katholischen Gemeinde überwiesen. Die Priester wechselten meistens alle drei Jahre. Zwei Vorsteher, die auf je 3 Jahre gewählt wurden, besorgten die Rechnungsführung. H. gibt in freundlicher Kleinmalerei ein anschauliches Bild des Werdens und Vergehens dieser fremden Gemeinde in Schlesiens Hauptstadt. Er erstreckte seine Nachforschungen auch auf etwaige Schüler dieser Konfession an Breslauer Schulen und auf Soldaten in schlesischen Standorten. 1768—91 wohnten tatsächlich 15 solcher Schüler in dem Pensionat, das mit der reformierten Realschule verbunden war, und 1786 waren 8 der orthodoxen Kirche zugehörige Soldaten in Frankenstein, 20 in Neiße, 19 in Brieg, die von dem Breslauer Priester versorgt wurden. Politische Verhältnisse brachten aber den Handel mit Osteuropa zum Erliegen; der letzte griechische Kaufmann in Breslau starb 1787. Das Stadtgericht schloß die Kapelle und nahm die gottesdienstlichen Geräte in Gewahrsam.

Edm. Michael, Weigwitz.

W. Heinsius, Aloys Henhöfer und seine Zeit. Nach den Urkunden dargestellt. Karlsruhe, Verlag des Evangel. Schriftenvereins, 1925. VII, 280 S. 8°. — Die Lebensbeschreibung des Pfarrers von Spöck, die auf der Grundlage einer allgemeinen Schilderung der geistigen und religiösen Lage der Zeit gegeben ist. Dadurch ist der zweite Teil des Buches ein Ausschnitt aus der religiösen Erweckungsbewegung in Deutschland vor hundert Jahren. Im ersten Teil ist der Übertritt des ehemaligen katholischen Pfarrers zum Protestantismus und die Übertrittsbewegung in Mühlhausen dargestellt. Hier ist der Nachweis geführt, daß letztere nicht eine Folge des liberalen Reformkatholizismus der Zeit, sondern aus der Verbindung mit den altpietistischen Kreisen hervorgegangen ist.

Walter Schlunke, Alfred de Vignys religiöse und ethische Anschauungen (In: Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen. N.F. Bd. 48, Heft 1/2, S. 70—94). — Die religiösen Probleme stehen durchaus im Mittelpunkt von Vignys Denken. Von hier aus wird erst seine Ethik verständlich. Der mystisch-idealistische Glaube des Romantikers charakterisiert sein Denken.

Heinrich Singen, Kritische Bemerkungen zu einer Geschichte des österreichischen Konkordates. I. Teil. (In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 62, Heft 1/2, S. 95—116). — Diese Arbeit ist eine Auseinandersetzung mit der Abhandlung Hussareks: „Die Verhandlung des Konkordates vom 18. August 1855“ (Archiv für österreichische Geschichte. 1922, Bd. 109), da Hussarek sowohl gegen Singens Darstellung der Vorgeschichte, als auch dessen Wertung des Konkordates sich ausgesprochen hat. S. hält an seiner Auffassung fest.

Walter Frank, Hofprediger Stöcker (Pr. Jb. 201, 1, 1925, S. 56—81), charakterisiert Stöckers kirchliche und politische Persönlichkeit und die Entwicklung seiner der Tragik nicht entbehrenden öffentlichen Tätigkeit in ihrer Spannung zwischen der Arbeit des christlichen Predigers und der politischen Agitation.

D. W. Mut [d. i. Werner Dunkel]: Professor Contardo Ferrini. Ein moderner Gelehrter und Heiliger (Deutsche Ausgabe, bearbeitet nach dem italienischen Original von Carlo Pellegrini.) Kirmach-Villingen, Verlag der Schulbrüder, 1925. VIII, 308 S. Lw. 4 *M.* — Die Lebensbeschreibung eines berühmten römischen Rechtsgelehrten der letzten Zeit, die vornehmlich auf Grund eines umfangreichen Werkes von Carlo Pellegrini *La Vita di Contardo Ferrini* gearbeitet worden ist. Letzteres Werk sollte den Seligsprechungsprozeß vorbereiten. Damit ist die Tendenz dieses Werkes charakterisiert. Pius X. urteilte über den Prozeß wie folgt: „Es würde mich sehr freuen, einen Universitätsprofessor zur Ehre der Altäre erheben zu können.“
Leube, Leipzig (L. Zbl.).

Für Studium und Erkenntnis der allgemeinen Geisteslage der Gegenwart und auf diesem Grunde der Lage und Aufgabe der Theologie bietet sich die räumlich zusammengedrückte, aber grundsätzlich klare und historisch gutfundamentierte Schrift von H. E. Weber an: *Das Geisteserbe der Gegenwart und die Theologie* (Leipzig, Deichert, 1925. 163 S.). W. gliedert den reichen Stoff nach den drei Grundeinstellungen Subjektivismus, Immanenzprinzip, Irrationalismus, um bei deren jeder nach allgemeiner Charakteristik und Kritik die theologische Arbeit in ihrer Verknüpfung mit jenen Prinzipien zu betrachten und endlich gegenüber von Vereinseitigungen des modernen Bewußtseins und der dadurch geschaffenen Krisis der Gegenwart den christlichen Gottes-, Offenbarungs- und Erlösungsglauben zur Geltung zu bringen, ohne aber das Wahre der modernen Prinzipien aufgeben zu wollen. Denn ihm ist Theologie grundsätzlich die Diagonale zwischen der übergeschichtlichen Wahrheit und der jedesmaligen historischen Geisteslage, so daß ihm weder die der Repristinatiotheologie eigene Flucht in die Vergangenheit noch der Wille zu einem Überzeitlich-Religiösen als Ausweg aus der Krisis der Gegenwart erscheinen; auch „Subjektivismus“ und „Historismus“ können nach ihm „nicht um ihre Wahrheit betrogen werden“, sondern nur „in Wahrung und Befreiung ihrer Wahrheit“ überwunden werden. Den Historiker gehen speziell noch die Ausführungen des 2. Teiles über den „Historismus“ und die theologische Arbeit im Zeichen des Gedankens an (S. 43—77), die wie die ganze Schrift eine aner kennenswerte Ruhe und Sachlichkeit im Gegensatz zu den beliebten temperamentvoll einseitigen Deklamationen gewisser anderer Systematiker der Gegenwart kennzeichnet. Hier begegnet dann in dem positiv-theologischen Abschnitt auch das, was W.s persönlichen religiösen bzw. theologischen Standpunkt am meisten kennzeichnet, seine Darlegung dessen, was er christliche „Geschichtsmystik“ nennt.

Der im vorigen Heft S. 477 angekündigte Band 2 der Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hrsg. von Sigfried Steinberg, ist inzwischen erschienen (Leipzig, Felix Meiner, 1926. IV, 222 S.). Auch er gibt mit den autobiographischen bzw. autoergographischen Aufzeichnungen deutscher Historiker wie Beloch, Breßlau, Gerdthausen, v. Pastor, Rachfahl und ausländischer Forscher wie Gooch und Japikse wieder höchst dankenswerte Beiträge zur historischen Wissenschaftsgeschichte unter den vom Referenten a. a. O. dargelegten Gesichtspunkten, aber auch zur politischen Zeitgeschichte. In letzterer Hinsicht ist vor allem gleich die erste Selbstdarstellung, in der Beloch auch von seinen Erlebnissen als römischer Professor im Weltkrieg spricht (S. 23 ff.), interessant, ebenso Breßlaus (S. 44 ff.) Erlebnisse bei seiner Ausweisung aus Straßburg, aber auch Goochs (S. 13 f.), Japikses (S. 21 ff.) und Rachfahls (S. 16 ff.) ruhige Beurteilung der neueren europäischen Entwicklung. Den Kirchenhistoriker dürften am stärksten die Darstellungen Breßlaus, die vor allem den Mon. Germ. hist. gelten, und v. Pastors, in deren Mittelpunkt seine Papstgeschichte steht, interessieren.

Zu der im vorigen Heft S. 480 angezeigten Literatur zum Stockholmer Weltkongreß d. J. müssen noch zwei Schriften nachgetragen werden, deren eine dem skandinavischen Führer in der christlichen Einigungsbewegung gilt, während die andere von ihm selber stammt. Peter Katz hat in seinem *Nathan Söder-*

blom (Halle, C. Ed. Müller, 1925. 114 S.) in anspruchsloser Weise S.s Lebensgang und seine literarische Tätigkeit verfolgt, um ihn dann auf dieser Grundlage vor allem als den „Führer zur kirchlichen Einheit“ zu charakterisieren; seine Darstellung tritt ergänzend zu der in Wallaus schon besprochenem Buch hinzu und vermag durch reiche Zitate aus S.s Schriften, Aufsätzen und Predigten ihn einem weiteren Leserkreis nahe zu bringen. Von Peter Katz stammt auch die Übersetzung von Söderbloms Christian Fellowship (New York, 1923), die im selben Verlag unter dem Titel: Einigung der Christenheit. Tatgemeinschaft der Kirchen aus dem Geist werktätiger Liebe (2. Auflage 1925. 220 S.) erschienen ist, — vielfach übrigens vom englischen Text abweichend, indem K. auf die etwa vorhandenen schwedischen Originalaufzeichnungen zurückgriff oder andere ähnliche Äußerungen S.s an ihm geeignet erscheinender Stelle einfügte. Einiges daraus ist auch in Deutschland längst bekannt, so vor allem das große Mittelstück über die drei „Wege zur Einheit“ (die Methoden der Aufsaugung, des Glaubens, der Liebe; S. 108—187), das S. bei der Wittenberger Invokavitfeier 1922 vorgetragen hat. Soviel Zukunftsforderung in den Ausführungen S.s sich regt, so stark ist doch auch sein Ringen um Erkenntnis der rückliegenden Entwicklung, um durch geschichtliche Überlegung und grundsätzliches Denken die Zukunft gestalten zu helfen. In historischer Hinsicht erfordern die konfessionskundlichen Kapitel über die kirchlichen Scheidungen der Christenheit (S. 29—107) besonderes Interesse. Darin haben auch S. 43—60 S.s Münchener Gastvorlesungen über Erasmus, Luther und Loyola ihren Platz gefunden.

Zscharnack.